

Wilkie Collins



Das Traumweib

Das Traumweib.

(Alicia Warlock.)

von
Wilkie Collins

Aus dem Englischen

von
A. v. Winterfeld.

Inhaltsverzeichnis

Das Traumweib. (Alicia Warlock.)

Erste Erzählung.

Zweite Erzählung. Des Hausknechts Geschichte, von ihm selbst erzählt.

Zweiter Theil. Schluß der Erzählung des Hausknechts.

Dritte Erzählung. Die Geschichte des Hausknechts, fortgesetzt von Percy Fairbank.

Vierte Erzählung. Die Aussage von Joseph Rigobert, an seinen Vertheidiger gerichtet.

Letzte Zeilen, hinzugefügt von Percy Fairbank.

Erste Erzählung.



hallo! Hausknecht! Hallo- o — o!"

»Weshalb suchst Du nicht nach der Klingel?«

»Ich habe schon danach gesucht, aber ich finde keine.«

»Und niemand im Hause. Wir seltsam!« Rufe noch einmal.«

»Hausknecht! Hallo! Hausknecht!«

Mein zweiter Ruf dringt durch leeren Raum, trifft Niemandes Ohr, kurz er hat kein sichtbares Resultat. Ich bin zu Ende mit meinen Hilfsquellen, und weiß nicht mehr, was zu sagen, noch was zu thun. Hier stehe ich auf dem einsamen Hofe eines Gasthauses in einer fremden Stadt, zwei Pferde am Zügel und eine Dame in Obhut. Um meine Verantwortlichkeit noch zu mehren, füge ich hinzu, daß eins der Pferde schwer lahm und die Dame meine Frau ist.

Der Leser wird sich fragen, wer ich eigentlich bin? Es ist Zeit genug, die Frage zu beantworten, denn nichts geschieht, und niemand erscheint, um uns zu empfangen. Lassen Sie also mich und meine Frau Ihnen vorstellen.

Ich bin Percy Fairbank, englischer Geschäftsmann, ungefähr 40 Jahre alt, ohne Amt, von gemäßigten politischen Ansichten, mittlerer Größe, gutem Aussehen, liebenswürdigem Charakter und sehr reich.

Meine Frau ist eine Französin. Sie hieß Mademoiselle Clotilde Delorge, als ich ihr zum ersten Male in ihrem Vaters Hause vorgestellt wurde. Ich verliebte mich in sie, weiß eigentlich nicht warum. Es mag vielleicht geschehen sein, weil ich etwas faul war und in jener Zeit gerade nichts Anderes zu thun hatte. Oder es kann auch gewesen sein, weil alle meine Freunde behaupteten, da das allerletzte Frauenzimmer sei, das ich hätte heirathen sollen. Oberflächlich betrachtet, muß ich selbst gestehen, daß keine Gemeinschaft zwischen Mrs. Fairbank und mir besteht. Sie ist groß, brünett, nervös, leicht erregbar, romantisch, und streift in allen ihren Ansichten an das Extreme. Was konnte solch ein Frauenzimmer in mir, was konnte ich in ihr finden? Doch weiß ich ebenso wenig als Du, verehrter Leser. Ja einer gewissen geheimnisvollen Richtung passen wir freilich für einander. Wir sind seit 10 Jahren verheirathet und unser einziger Kummer ist der, keine Kinder zu haben. Ich weiß nicht, wie Du die Sache beurteilst, lieber Leser. Ich nenne es im Ganzen doch immer eine glückliche Heirath. So viel von uns selbst. Die nächste Frage ist, was brachte uns in den Hof des Gasthauses, und was verpflichtet mich, den Stallknecht zu spielen und die Pferde zu halten.

Wir leben größtentheils in Frankreich, in dem Landhause, wo ich meine Frau kennen lernte. Manchmal, um uns Veränderung zu schaffen, besuchen wir unsere Freunde in England. Auf einem solchen Besuche sind wir auch jetzt. Unser Wirth ist ein Collegien-Freund von mir, besitzt ein schöneres Gut in Somersetshire, und wir sind in seinem Hause, »Farleigh Hall«, genannt, zu ende der Jagd-Saison angekommen. An dem Tage, an welchem ich dies schreibe, und der bestimmt ist, ein Erinnerungstag in unserem Kalender zu sein, begann der Aufbruch zur Jagd in Farleigh Hall. Mrs. Fairbank und ich bestiegen zwei der besten Pferde aus den Ställen meines Freundes. Wir sind solcher Auszeichnung durchaus unwürdig, denn wir verstehen nichts von der Jagt und fragen auch nichts danach. Andererseits finden wir aber Vergnügen am Reiten und erfreuen uns des duftigen Morgens und der fruchtbaren englischen Landschaft, die uns von allen Seiten umgibt. Weil die Jagd ihren Anfang nimmt, folgen wir ihr. Aber wenn irgend ein Hindernis eintritt, wenn Zeit vergeht und Geduld in Anspruch genommen wird, wenn die wildgewordenen Hunde hierhin und dorthin rennen, und harte Worte

von den Lippen der verzweifelnden Jäger fallen, dann hört jedes fernere Interesse bei uns auf. Wir wenden unsere Pferde nach einem grünen Abhang, der lieblich von Bäumen umgeben wird. Wir traben lustig dahin und befinden uns auf einem freien Platze. Wir passierten einen Bach, kommen durch ein Dorf und dringen in die ländliche Einsamkeit der Thäler. Die Pferde werfen mit den Köpfen, wiehern einander zu und scheinen sich eben so wohl zu befinden als wir. Die Jagd ist vergessen. Wir fühlen uns glücklich wie ein paar Kinder, und singen sogar ein französisches Lied, als ein einziger Augenblick unserem Frohsinn ein Ende macht. Das Pferd meiner Frau setzt einen Vorderfuß auf einen losen Stein und stolpert. Aber bei dem Versuch weiter zu gehen, zeigt es sich, daß das Pferd eine Sehne verletzt hat und lahm ist.

Was ist zu thun? Wir sind fremd, in einem abgelegenen Theil der Landschaft. Wir mögen blicken, wohin wir wollen, keine Spur menschlicher Wohnungen. Es bleibt uns nichts Anders übrig, als den Hügel hinaufzureiten und nach der anderen Seite hinunter zu spähen. Ich wechsele die Sättel und lasse meine Frau mein eigenes Pferd besteigen. Es ist nicht gewohnt, eine Dame zu tragen, es vermißt den gleichmäßigen Druck beider Schenkel an jeder Seite, es wird unruhig und scheut und wirft den Staub hinten weg. Ich folge zu Fuß in respektvoller Entfernung von seinen Hufen, indem ich das lahme Pferd am Zügel führe. Gibt es wohl ein elenderes Geschöpf unter Gottes Sonne, als ein lahmes Pferd? Ich habe lahme Menschen und lahme Hunde gesehen, die noch freudige Geschöpfe waren, aber niemals sah ich ein lahmes Pferd, welches nicht über sein Mißgeschick den Kopf hängen ließ.

Eine halbe Stunde lang courbettirt und springt das Pferd meiner Frau seitwärts vom Wege. Ich schlottere hinterher, und der kopfhängerische Gaul schlottert wieder hinter mir. Nicht weit von dem Gipfel des Hügels kommt unsere melancholische Procession an einem Bauern vorbei, der auf dem Felde arbeitet. Ich rufe ihm zu, heranzukommen, aber der Mann sieht mich groß an, ohne einen Schritt zu thun. Ich, frage so laut ich kann, wie weit es nach Farleigh Hall ist, und der Bauer antwortet ebenfalls, so laut er kann:

»Vierzehn Meilen (englische). Geben Sie mir einen Tropfen Cider!«

Wir sind also 14 Meilen von Farleigh Hall und unser Freund, der Bauer, verlangt für diese Belehrung einen Tropfen Cider. So ist der englische Landmann, geschildert von sich selbst.

Mrs. Fairbank hat an meinem Studium Studium menschlicher Natur keinen Antheil genommen. Ihr unruhiges Pferd läßt ihr nicht einen Augenblick Ruhe; sie beginnt die Geduld zu verlieren.

»Auf diese Weise kann es nicht vierzehn Meilen fortgehen«, sagt sie, »wo ist das nächste Gasthaus? Frage den Esel auf dem Felde!«

Ich nehme einen Schilling aus der Tasche und lasse ihn in der Sonne glänzen. Der Schilling übt magnetische Wirkung. Der Schilling zieht den Bauer langsam von seinem Felde zu mir. Ich sage ihm, daß wir die Pferde nach dem Stall bringen und einen Wagen miethen wollen, um nach Farleigh Hall zurückzukehren. Wo können wir das thun? Der Bauer antwortet, fortwährend nach dem Schilling schielend:

»In Underbridge.«

»Ist es weit nach Underbridge?«

Der Bauer antwortet:

Weit nach Underbridge?« Und dabei lacht er »Hu hu, hu!« (Underbridge ist nämlich ganz nahebei, wenn wir es nur finden könnten.)

»Wollen Sie uns den Weg dorthin zeigen?«

»Wollen Sie mir einen Tropfen Cider geben?«

Ich senkte höflich den Kopf und zeigte auf den Schilling. Der Bauer schließt sich unserer melancholischen Prozeßion an. Meine Frau ist ein

schönes Weib, aber er wirft auch nicht einen Blick nach ihr, und, was noch merkwürdiger ist, er wirft auch keinen Blick nach den Pferden. Seine Augen waren bei seinen Gedanken und seine Gedanken waren bei dem Schilling.

Wir erreichen den Gipfel des Hügels und erblicken an der anderen Seite, in ein Thal genistet, das Ziel unserer Pilgerfahrt, die Stadt Underbridge. Hier verlangt unser Führer seinen Schilling, entfernt sich und überläßt es uns, das Gasthaus selber zu suchen. Ich bin grundsätzlich ein höflicher Mann und rufe ihm beim scheiden »Guten Morgen« nach. Der Bauer klappert mit dem Schilling an seine Zähne, um zu prüfen, ob es auch kein falscher ist, brummt dann ebenfalls ein mürrisches »Guten Morgen«, und dreht uns den Rücken, als wenn wir ihn beleidigt hätten. Ein schöner Charakterzug aus der Zeit moderner Civilisation! Wenn ich nicht den Kirchturm von Underbridge gesehen hätte, würde ich geglaubt haben, auf einer unbewohnten Insel zu sein.

In der Stadt angelangt, war es nicht schwer, das Gasthaus zu finden. Der Ort besteht aus einer einzigen öden Straße, und inmitten der Straße steht das Gasthaus. Ein altes steinernes Gebäude, das dringend der Reparatur bedürftig ist. Das Schild über der Thür ist von dem vielen Regen verwischt, die Fensterläden alle geschlossen. Ein Hahn und seine Hennen sind die einzigen lebenden Wesen vor der Thür. Mit einem Wort, dies ist eines jener alten Gasthäuser aus der Post-Periode das durch die Eisenbahn zu Grunde gerichtet ist. Wir gehen durch den offenen gewölbten Thorweg und finden Niemand, der uns willkommen heißt. Wir betreten den Hof; ich helfe meiner Frau vom Pferde, und dies gethan, befinden wir uns in der Situation, welche bereits am Anfang dieser Erzählung geschildert ist. Keine Glocke zum schellen. Kein menschliches Geschöpf, meiner Stimme zu antworten. Ich stehe hilflos mit den Zügeln in der Hand. Mrs. Fairbank schlendert graziös den Hof entlang und thut, was alle Frauenzimmer thun, wenn sie sich allein an einem fremden Ort befinden. sie öffnet jede Thür, an der sie vorbeikommt, und sieht hinein. — Was mich betrifft so habe ich wieder so viel Athem gesammelt, um zum dritten und letztem male nach dem Hausknecht zu rufen, als ich plötzlich Mrs. Fairbank meinen Namen nennen höre.

»Percy, komm her!«

Ihre Stimme klingt heftig und aufgereggt. Sie hat die letzte Thür am Ende des Hofes geöffnet, und vor einem Anblick zurückgeschreckt, der ihr unerwartet vor die Augen trat. Ich befestige die Zügel an einem rostigen Nagel in der Wand und gehe zu meiner Frau. Sie ist blaß geworden und faßt mich, nervös zitternd, am Arm.

»Gott im Himmel«, ruft sie, »»sieh dort hin!«

Ich sehe — und was sehe ich?

Ich sehe einen schmutzigen Stall mit zwei Abtheilungen. In der einen kaut ein Pferd sein Futter. In der andern schläft ein Mann auf dem Stroh. Ein elender, verkommener, von Leiden gebeugter Mann in der Kleidung eines Hausknechts. Seine hohlen, runzlichen Wangen, sein sparsames graue Haar. seine schlaffe gelbe Haut erzählen genugsam von überstandenen Sorgen und Leiden. Ueber seinen Augenbrauen liegt ein ominöser Schatten, und um seine Mundwinkel spielt ein schmerzlich nervöses Zucken. Seine Brust athmet konvulsivisch, er schaudert und seufzt in seinem unruhigen Schlaf. Es ist kein angenehmer Anblick, und ich wende mich unwillkürlich um, nach dem sonnenbeschienenen Hof. Aber meine Frau führt mich zur Stallthür zurück.

»Warte noch« sagt sie, »warte; vielleicht thut er es noch einmal.«

»Was soll er noch einmal thun?«

»Er sprach im Schlaf, Percy, als ich in den Stall blickte. Er träumt einen entsetzlichen Traum. Still! Er fängt schon wieder an.«

Ich sehe und lausche.

Der Mann setzt sich auf seinem elenden Bett aufrecht. Er spricht in einem schnellen ängstlichen Geflüster, das durch die zusammengebissenen Zähne zischt.

»Wach auf! Wach auf! Mord!«

Dann entstand eine Pause. Er hebt den einen mageren Arm langsam empor, bis er über der Kehle liegt; er schaudert und zuckt auf seinem Stroh; er nimmt den Arm von der Kehle und streckt ihn mit schwacher Kraft von sich. Seine Hand greift in das Stroh an seiner Seite; er scheint sich einzubilden, daß er an etwas Festes griffe, seine Lippen bewegen sich auf's neue; ich trete leise in den Stall, meine Frau folgt mir, indem sie mich fest bei der Hand hält. Wir beugen uns beide über ihn. Er spricht wiederum im Schlaf – diesmal seltsame, böse Worte.

»Helle, graue Augen« hören wir ihn sagen, »das linke Augenlid heruntergezogen – helles Haar mit einer goldgelben Strähne darin – ganz Recht, Mutter! Schöne weiße Arme, mit einem leichten Flaum darauf – kleine Damenhand mit einem röthlichen Schein um die Nägel herum – das Messer – das verdammte Messer – erst an der einen Seite, dann an der anderen – aha, du teuflisches Weib! Wo ist das Messer?«

Hier bricht er plötzlich ab. Er windet sich auf dem Stroh. Er reckt beide Arme empor und ringt krampfhaft nach Athem. Seine Augen öffnen sich. Mit erstorbenem Glanz starren sie einen Augenblick vor sich hin, dann schließen sie sich wieder zu tieferem Schläfe. Träumt er noch? Ja; aber der Traum scheint eine andere Richtung genommen zu haben. Als er wieder spricht, ist sein Ton verändert, der Worte sind weniger, sie werden traurig und klagend öfters wiederholt. »Sprich, liebst Du mich? Ich liebe Dich so sehr. Sage doch, daß Du mich liebst. Sage doch, daß Du mich liebst.«

Und er sinkt in tieferen und tieferen Schlaf; die Worte ersterben auf seinen Lippen, – er spricht nicht mehr.

Unterdeß hat Mrs. Fairbank ihren Schrecken überwunden. Sie fühlt jetzt nur noch brennende Neugier. Der elende Mensch auf dem Stroh hat die phantastische Seite ihres Charakters stark angeregt; der ihr angeborene Appetit für Romantik hungert und durstet nach mehr. Sie schüttelt ungeduldig meinen Arm.

»Höre, Percy, da steckt ein Weib dahinter. In der Geschichte wittere ich Liebe und Mord. Wer sind die Bewohner dieses Gasthauses? Rufe noch einmal nach ihnen.«

Meine Frau stammt mütterlicherseits aus dem Süden Frankreichs. Der Süden Frankreichs erzeugt schöne Weiber mit heißem Temperament. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Verheirathete Männer werden meine Lage verstehen. Unverheiratheten Männern sei gesagt, daß es nicht nur Situationen gibt, in denen wir unsere Weiber lieben und ehren müssen, sondern auch solche, die Gehorsam heischen. Ich gehe also aus dem Stall, um ihr zu Willen zu sein, und stehe unvermuthet einem Fremden gegenüber, der geräuschlos hinter uns geschlichen ist. Der Fremde ist ein magerer, schläfrig aussehender alter Mann mit einem geistlosen Pudding-Gesicht und einem blanken kahlen Kopf. Er trägt grobe Beinkleider und Gamaschen und einen altmodischen Rock mit langen Schößen. Ich fühle instinktmäßig, daß er der Wirth des Gasthauses ist.

»Guten Morgen, Sir,« sagt der schläfrige alte Mann, »ich bin etwas schwerhörig. Waren Sie es, der vorhin gerufen hat?«

Bevor ich antworten kann, mischt sich schon meine Frau darein. Mit einer schrillen Stimme, aus Mitgefühl für unseres Wirthes Harthörigkeit, verlangt sie zu wissen, wer der Unglückliche ist, der auf dem Stroh schläft.

»Wo kommt er her? Weshalb spricht er so schreckliche Dinge im Schlaf? Ist er verheirathet oder ledig? Hat er sich einmal in eine Mörderin verliebt?

Was war das für ein Frauenzimmer? Hat sie wirklich nach ihm gestochen oder nicht? Um es kurz zu machen, lieber Herr Wirth, erzählen Sie mir doch die ganze Geschichte.

Der liebe Herr Wirth wartet träumerisch, bis Mrs. Fairbank geendet hat, dann antwortet er folgendermaßen:

»Er heißt Francis Raven. Er ist Methodist. An seinem letzten Geburtstag war er fünf und vierzig. Und er ist mein Hausknecht. Das ist seine Geschichte.«

Das südliche Temperament meiner Frau findet den Weg zu ihrem Fuß, der ungeduldig auf die Erde stapft.

Der Wirth wendet sich schläfrig zu den Pferden und betrachtet sie mit Aufmerksamkeit.

»Ein Paar schöne Gäule« sagt er, soll ich sie in den Stall führen lassen?«

Ich nicke, zum Zeichen meines Einverständnisses. Der Wirth, um meiner Frau die Höflichkeit zu erwidern, spricht diese an:

»Ich werde Francis Raven wecken. Er ist ein Methodist. An seinem letzten Geburtstag war er fünf und vierzig. Er ist mein Hausknecht. Das ist seine Geschichte.«

Nachdem er diese zweite Auflage seiner interessanten Erzählung beendet hat, geht er in den Stall. Wir folgen ihm, um zu sehen, wie er Francis Raven wecken, und was sonst noch geschehen wird. Der Stallbesen steht in der Ecke. Der Wirth nimmt ihn, tritt zu dem schlafenden Hausknecht heran und fegt ihm mit dem Besen über's Gesicht, als wenn er ein wildes Thier gewesen wäre. Francis Raven springt mit einem Schrei des Entsetzens auf, blickt uns wild, mit einem Ausdruck von Mißtrauen an, faßt sich aber gleich wieder und nimmt die Haltung eines ruhigen, gehorsamen Dieners an.

»Ich bitte um Entschuldigung, Madame. Ich bitte um Entschuldigung, Sir.«

Der Ton und die Art, in welchen er seine Entschuldigung vorbringt, verrathen eine höhere, als seine anscheinende Lebensstellung. Das Interesse meiner Frau für den Unglücklichen übt seine Ansteckung auf mich. Wir folgen ihm Beide in den Hof hinaus, um zu sehen, was er mit den Pferden machen wird. Die Art und Weise, in welcher er den Fuß des lahmen Thieres aufhebt, beweist mir sogleich, daß er sein Handwerk versteht. Sicher und ruhig führt er die Thiere in einen leeren Stall. Sicher und ruhig holt er einen Eimer heißes Wasser und steckt den Fuß des lahmen Pferdes hinein.

»Das heiße Wasser wird die Geschwulst besänftigen, Sir. Nachher werde ich einen Verband anlegen.«

Alles was er thut, ist intelligent. Alles was er sagt, hat Hand und Fuß. Nichts Wildes, nichts Seltsames mehr in ihm. Ist das derselbe Mensch, den wir soeben im Schlaf reden hörten, derselbe Mensch, der mit einem Schreckensschrei und mit jenem entsetzlich mißtrauischen Ausdruck im Auge erwachte? Ich entschließe mich, noch einige Fragen an ihn zu richten.

»Nicht viel zu thun hier, wie?«

»Sehr wenig zu thun,« antwortet der Hausknecht.

»Besuch im Hause, he?«

»Ganz leer, Sir.«

»Ich dachte, Ihr wäret Alle todt! Kein Mensch antwortete mir!«

»Der Wirth ist sehr taub, Sir, und der Kellner ist in die Stadt gegangen.«

»Und Ihr lagt im Stall und schließt. Nickt Ihr öfters am Tage etwas ein??«

In die schlaffen Züge des Hausknechts steigt ein flüchtiges Roth. Zum ersten Mal schlägt er die Augen vor mir nieder. Mrs. Fairbank kneift mich heftig in den Arm. Sollten wir vor einer Entdeckung stehen? Ich wiederhole meine Frage. Der Mann findet keine Berichtigung, sie unbeachtet zu lassen. Er antwortet mit folgenden Ausdrücken:

»Ich war sehr müde, Sir, sonst hätten Sie mich nicht am Tage schlafend gefunden.«

»So? Müde? Hart gearbeitet, wie?«

»Nein, Sir.«

»Wovon kam es sonst?«

Er zögert wieder und antwortet dann, wie gegen seinen Willen:

»Ich war die ganze Nacht auf, Sir.«

»Die ganze Nacht auf? In der Stadt was los, wie?«

»Nichts los, Sir.«

»Jemand krank?«

»Niemand krank, Sir.«

Die Antwort war die letzte. Ich mag anstellen, was ich will, ich bekomme nichts mehr von ihm heraus. Er wendet sich ab und beschäftigt sich mit dem kranken Pferde. Ich verlasse den Stall, um mit dem Wirth Rücksprache wegen eines Fuhrwerks zu nehmen, das uns nach Farleigh Hall zurück bringen soll. Mrs. Fairbank bleibt bei dem Hausknecht und wirft mir einen bedeutungsvollen Blick zu. Der Blick will sagen: »ich werde schon herausbringen, weshalb er die ganze Nacht auf war, überlasse ihn nur mir.«

Das Geschäft mit dem Fuhrwerk ist bald abgemacht. Der Gastwirth besitzt ein Pferd und eine Chaise. Der Wirth hat eine Erzählung von dem Pferde und eine Erzählung von der Chaise. Sie gleichen beide der Erzählung von Francis Raven, wie ein Ei dem andern.

Das Pferd wird an seinem nächsten Geburtstag 9 Jahr. Die Chaise habe ich schon 24 Jahre. Mr. Max von Underbridge hat das Pferd gezüchtet, und Mr. Pooley von Yowl hat die Chaise gebaut. Es ist mein Pferd und meine Chaise. Das ist die Geschichte davon.«

Nachdem er sein Gemüth durch diese Details erleichtert, macht er sich daran, das Pferd anzuschirren. Um ihm behilflich zu sein, schiebe ich die Chaise in den Hof. Gerade, als wir unsere Vorbereitungen beendet haben, erscheint Mrs. Fairbank. Der Hausknecht folgt ihr auf dem Fuße. Er hat das Pferd verbunden und ist nun bereit, uns nach Farleigh Hall zu fahren. Ich bemerke Zeichen der Erregung in seinem Antlitz und in seiner ganzen Art und Weise, welche mich vermuthen lassen, daß meine Frau den Weg zu seinem Vertrauen gefunden. Ich ziehe sie in einen Winkel des Hofes und frage danach.

»Nun, hast Du entdeckt, weshalb Francis Raven die ganze Nacht auf war?«

Mrs. Fairbank liebt den dramatischen Effect. Anstatt offen heraus ja oder nein zu antworten, steigert sie das Interesse ihrer Zuhörer, indem sie ihrerseits mit einer Frage kommt.

»Was für ein Datum haben wir heute, Percy?«

»Den ersten März, Kind.«

»Der erste März ist Francis Raven's Geburtstag.«

Ich denke darüber nach, ob mich das interessiert, und kann's nicht finden.

»Francis wurde um 2 Uhr Morgens geboren,« fuhr Mrs. Fairbank sehr ernst fort.

Ich beginne, mich darüber zu wundern, weshalb meine Frau in demselben Style erzählt, wie der Wirth. »Ist das Alles?« frage ich.

»Noch lange nicht Alles,« antwortet sie, »Francis Raven sitzt die Nacht seines Geburtstages auf, weil er sich fürchtet, zu Bette zu gehen.«

»Und weshalb fürchtet er sich, zu Bette zu gehen?«

»Weil er für sein Leben besorgt ist.«

»An seinem Geburtstag?«

»An seinem Geburtstag. Um 2 Uhr Morgens. Und so geht es alle Geburtstage.«

Damit hört sie auf. Sollte sie nicht mehr erfahren haben? Nicht mehr als dies? Jetzt fange ich auch schon an, mich für die Sache zu interessieren. Ich verlange dringend nähere Auskunft. Mrs. Fairbank deutet geheimnisvoll nach der Chaise, an deren offener Thür Francis Raven steht und uns erwartet. Die Chaise hat einen Vorder- und einen Hinter-Sitz. Meine Frau wirft mir einen anderen bedeutungsvollen Blick zu und setzt sich dann neben den Kutscher auf die Vorderbank.

Die nothwendige Folge dieses Arrangements ist, daß Mrs. Fairbank sich für zwei Stunden oder mehr an Francis Raven's Seite befindet. Soll ich das Resultat mittheilen? Das würde eine Beleidigung für den Leser sein. Ich biete Dir lieber meinen Platz in dem Wagen an. Und nun höre Francis Raven's schreckliche Geschichte mit seinen eigenen Worten.

Zweite Erzählung.

Des Hausknechts Geschichte, von ihm selbst erzählt.

Es ist nun gerade zehn Jahre her, seit ich meine erste Warnung vor dem großen Elend meines Lebens durch eine Traumvision erhielt. Das Erzählen wird mir leichter werden, wenn Sie die Güte haben wollen, sich an unsern Theetisch in unserem kleinen Landhause zu Cambridgeshire setzen, just heute vor zehn Jahren Der Tag neigte sich zum Ende, und drei von uns saßen am Tisch, nämlich meine Mutter, ich selbst und meiner Mutter Schwester, Mrs. Chance. Die Frauen waren Schottinnen von Geburt und beide Witwen. So sehr ich mich auch besinnen mag, finde ich keine Ähnlichkeit zwischen ihnen. Meine Mutter hatte ihr ganzes Leben in England zugebracht und besaß nicht mehr vom schottischen Dialekt, als ich selbst. Meine Tante Chance hatte Schottland nicht verlassen, bis sie nach ihres Gatten Tode zu uns kam, um mit meiner Mutter gemeinschaftliche Wirthschaft zu machen. Wenn sie ihre Lippen öffnete, dann sprach sie in einem so breiten schottischen Dialekt wie er schöner nicht gehört werden kann. An diesem Abend herrschte eine ziemlich bedeutungsvolle Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Frauen und mir. Die Sache war nämlich die, ob es gut oder nicht gut sei, wenn ich am nächsten Morgen eine lange Fußreise unternähme.

Der nächste Morgen war aber zufällig der Tag vor meinem Geburtstage, und der Zweck der Reise meine Vorstellung als Reitknecht in einem großen Hause der benachbarten Gesellschaft. Ich war so gut für dieselbe geeignet, wie irgend ein Anderer. In den glücklichen Tagen unseres Familienlebens war mein Vater Vorsteher eines Training-Instituts gewesen, und von meiner Kindheit an hatte er auch mich bei den Pferden beschäftigt. Entschuldigen Sie, daß ich Sie mit diesen Kleinigkeiten langweile, sie gewinnen aber für den Verlauf der Erzählung Bedeutsamkeit, wie Sie selber bald bemerken werden.

Meine arme Mutter war mit Kopf und Kragen dagegen, daß ich am andern Morgen das Haus verlassen sollte.

»Du kannst ja morgen Abend unmöglich den langen Weg hin und zurück sein«, sagte sie, »das Ende der Geschichte wird darauf hinaus kommen, daß Du an Deinem Geburtstage nicht zu hause bist. das hast Du ja nimmer gethan, Francis, seit dein Vater todt ist. Ich möchte, daß Du es auch jetzt unterließeest. Warte nur einen Tag länger, nur einen Tag.«

Was mich betrifft, so war ich meiner Unthätigkeit müde und haßte daher den Aufschub. Selbst ein einziger Tag konnte mir Schaden bringen, wenn sich ein Anderer präsentierte und mir die Stelle wegschnappte.

»Bedenke doch wie lange ich ohne Beschäftigung gewesen bin,« sagte ich, »und veranlasse mich nicht, die Reise aufzuschieben. sei ohne Sorge Mutter. Ich werde morgen Abend zurück sein, und wenn ich meinen letzten Sixpence daran setzen sollte, bei einem Bauern mit aufzuhocken. Meine Mutter schüttelte den Kopf. »Ich sehe es nicht gern, Francis, ich sehe es nicht gern.« Sie war von dieser Ansicht nicht wegzubringen. Wir sprachen hin und sprachen her, und waren zuletzt so klug, als wir gewesen. Schließlich kamen wir dahin überein, den Richterspruch meiner Mutter Schwester, Mrs. Chance, zu überlassen.

Während wir noch eifrig bemüht waren, einander zu überzeugen, saß meine Tante stumm wie ein Fisch, rührte in ihrem Tee und dachte ihre eigenen Gedanken. Als wir uns mit der Bitte um Entscheidung an sie wandten, schien sie aus einem tiefen Traum zu erwachen. »Ihr verlangt mein armes Urtheil?« sagte sie in ihrem breiten Schottisch. Wir bejahten beide. Nachdem sie dies vernommen, kramte Tante erst den Teetisch ab, dann holte sie aus der Tasche ihres Rockes ein Spiel Karten.

Hiermit glaubte sie in allem Ernst, uns ein Vergnügen zu bereiten, denn sie war der festen Ansicht, aus den bunten Blättern in die Zukunft verkünden zu können. Sie selbst that fast nichts, ohne vorher die Karten um Rath gefragt zu haben, und glaubte, mir keinen besseren Beweis ihres Interesses geben zu können, als sie es nun that. Sie hatte sich so in diese Ueberzeugung hineingelebt, daß die Weissagungen aus den Karten auf das Innigste mit ihren weltlichen und religiösen Ansichten verwachsen waren. Es gibt ja auch Menschen, die an die Geister des Tischrückens glauben; nach demselben Prinzip setzte meine Tante ihren festen Glauben in die Prophezeiungen der Karten. »Ob Du Recht hast, oder Deine Mutter, ob Du Recht oder Unrecht thust, morgen zu gehen oder zu bleiben, werden Dir die Karten sofort erzählen. Wir stehen Alle unter dem Einflusse der Vorsehung. Die Karten werden es erzählen.«

Als meine Mutter dies hörte, wandte sie verstimmt den Kopf zur Seite; der Glaube ihrer Schwester an die Karten war in ihren Augen eitel Sünde. Aber sie schwieg und behielt ihre Gedanken für sich. Der Grund war folgender: Meine Tante Chance hatte von ihrem verstorbenen Manne eine kleine Pension von 50 Pfund jährlich geerbt; diese Summe war aber ein bedeutender Beitrag zur Führung unserer Wirthschaft, und wir armen Verwandten fühlten uns dadurch verpflichtet, ihr eine gewisse Ueberlegenheit zuzugestehen. Was mich betrifft, so hatte mein Vater mir eine gute Erziehung geben lassen, die mich, Gott sei Dank, jeden Aberglauben belächeln ließ; dessenungeachtet konnte ich, wie die Sachen einmal lagen, nichts anderes thun, als mir so geduldig die Karten legen zu lassen, wie wenn ich fest an dieselben glaubte.

Meine Tante begann ihren Hocuspocus, indem sie aus dem Spiel alle Karten unter sieben weg warf. sie mischte den Rest mit der linken Hand durcheinander und reichte mir dann das Paket zum Abheben. »Mit der l i n k e n Hand, Francis. Merke Dir das! Setze Dein ganzes Vertrauen auf die Vorsehung und vergiß nie, daß Dein Glück in Deiner l i n k e n Hand liegt.« Nun suchte sie wieder dergestalt die Karten aus, daß nur fünfzehn übrig blieben, die sie in einem Halbkreis vor sich ausbreitete. Diejenige Karte, welche auf dem äußersten Ende rechts lag, bezeichnete sie als solche, die meine eigene Person darstellen sollte. Es war der Karo König.

»Ich nehme den Karo König auf,« sagte meine Tante, »ich zähle sieben Karten von rechts nach links, und dann bitte ich demüthig die Vorsehung, daß sie dem Folgenden gnädig sein möge.«

Meine Tante schloß die Augen, als wenn sie ein Morgengebet sprechen wollte, dann hielt sie mir die siebente Karte hin, — es war die Pique-Dame. Meine Tante Öffnete schnell die Augen, und warf mir einen fast pffiffigen Blick zu. »Die Pique-Dame bedeutet ein dunkles Weib; hast Du im Geheimen an ein dunkles Weib gedacht, Francis?«

Wenn ein Mann über drei Monate lang keine Stellung gehabt hat, nutzt es ihm herzlich wenig, an Frauenzimmer zu denken, weder an dunkle, noch an blonde. Das Einzige, woran ich dachte, war der Platz als Reitknecht in dem großen Hause, und das sagte ich auch meiner Tante. Sie wollte aber nichts davon hören und wies meine Unterbrechung fast verächtlich zurück.

»Dummes Zeug,« sagte sie, »Du hast ja die Karte in der Hand. Und wenn Du gestern und heute nicht an sie gedacht hast, so wirst Du morgen an sie denken. Was ist es denn auch für ein Unglück, ein dunkles Frauenzimmer im Kopf zu haben! Ich selbst war einmal ein dunkles Weib, ehe mein Haar weiß wurde. Drum halte den Mund, Francis, und gib auf die Karten Acht.«

Ich that, wie sie geheißen. Es lagen noch sieben auf dem Tisch. Meine Tante nahm zwei von der rechten Seite der Reihe und zwei von der linken, und befahl mir, zwei von den liegengebliebenen Karten zu besehen. Es waren dies Treff-As und Karo-Zehn. Meine Tante richtete ihre Blicke nach der

Decke des Zimmers, als wenn sie der Vorsehung Dank für ihre Gnade aussprechen wollte, wodurch sie die Geduld meiner Mutter auf eine harte Probe stellte.

»Das Treff-As und die Karo-Zehn zusammengehalten«, sagte sie bedeutet gute 1. Nachrichten (natürlich meine Ernennung zum Reitknecht), 2. eine mir bevorstehende Reise, 3. und letztens eine Summe Geldes, (wahrscheinlich das Handgeld auf meinen neuen Dienst, welches nun bald seinen Weg in meine Taschen finden sollte.)

Nachdem sie mir meine Zukunft in so ermuthigenden Ausdrücken verkündet hatte, weigerte sich meine Tante, die Sache weiter zu führen.

Man muß die Vorsehung nicht versuchen«, sagte sie, »die Karten haben selbst vollständig genug erzählt. Geh' nur morgen getrost nach dem vornehmen Hause. Ein dunkles Frauenzimmer wird dich am Thor erwarten. Sie wird Dir zur Erlangung der Stelle von Wichtigkeit sein. Nun höre mich aber aufmerksam an. Wenn Du Deine Taschen voll Geld hast, wirst Du Deine alte Tante Chance nicht vergessen, indem Du mit der gnädigen Hilfe der Vorsehung ihr die Armuth ihrer Witwenschaft durch ein jährliches Geschenk von dreißig Pfund erleichtern hilfst.« Ich versprach, mich der guten Tante zu erinnern, die, wie der Leser vielleicht bemerkt haben wird, eine große Vorliebe für klingende Münze besaß. Wenn meine armen Taschen gefüllt sein würden, wollte ich der ihrigen die entsprechende Summe abgeben. Dies gethan blickte ich auf meine Mutter. Sie hatte darein gewilligt, ihre Schwester zur Richterin zwischen uns zu machen, und die Schwester hatte dies zu meinen Gunsten gethan. Deshalb erhob sie keine ferneren Einwendungen. Sie stand schweigend auf, küßte mich, seufzte aus tiefster Seele und verließ das Zimmer. Meine Tante Chance schüttelte den Kopf.

»Ich glaube, Deine arme Mutter hat kein großes Zutrauen zu den Karten«, sagte sie.

Als am andern Tage der Morgen graute, trat ich meine Reise an. Als ich das Gartenthor öffnete, blickte ich nach unserem Häuschen zurück. An dem einen Fenster stand meine Mutter, ihr Taschentuch vor den weinenden Augen. An dem andern Fenster stand meine Tante Chance, mir mit der Pique-Dame ermuthigend nachwinkend. - Ich sandte ihnen mit der Hand meine Abschiedsgrüße zurück, und ging mit rüstigen Schritten von dannen. Es war der letzte Tag des Februar. Ich bitte, sich erinnern zu wollen, daß der erste März der Tag war, an welchem ich um 2 Uhr Morgens geboren wurde.

Nun wissen Sie, wie es kam, daß ich von Hause ging. Jetzt will ich erzählen, was mir auf der Reise passierte. Ich erreichte im Verhältnis zu der großen Entfernung bei guter Zeit das vornehme Haus. Schon in der ersten Minute erwies sich die Prophezeiung der Karten als falsch. Die Person, welche mir an dem Gitter entgegentrat, war kein dunkles Frauenzimmer und überhaupt kein Weib, sondern ein Knabe. Er wies mich zu den Gebäuden für die Dienerschaft, und dort machte die Prophezeiung wiederum schlechte Geschäfte. Ich begegnete nicht e i n e m Frauenzimmer, sondern d r e i e n, und keine Einzige von ihnen war dunkel. Ich habe vorhin gesagt, daß ich nicht abergläubisch sei, und ich erzählte die Wahrheit. Aber ich muß gestehen, daß mir das Herz gewaltig klopfte, als ich dem Haushofmeister meine Verbeugung machte und ihm erzählte, was mich hierher geführt. Seine Antwort setzte der verfehlten Weissagung meiner Tante die Krone auf. Mein altes Unglück verfolgte mich. Schon heute früh hatte ein Anderer die Stelle als Reitknecht bekommen, die mir zugesagt worden.

Ich würgte meinen Aerger und meine Enttäuschung hinunter, so gut ich konnte, dankte dem Haushofmeister für seine gütige Benachrichtigung und ging nach dem Wirthshaus im Dorf, um Ruhe und Nahrung zu suchen, deren ich dringend bedürftig war.

Bevor ich meinen Wanderstab wieder heimwärts setzte, sprach ich mit den Leuten im Gasthause und erfuhr, daß ich einige Meilen näher gehen könnte, wenn ich einen anderen Weg einschlug. Nachdem ich mir über die Richtung desselben öfters wiederholte Instruktionen hatte geben lassen, brach ich wieder auf und wanderte bis zum Abend, ohne ein einziges Mal eingekehrt zu sein. Gerade als es dunkel zu werden begann, machte sich der Wind auf, trieb die Wolken zusammen und peitschte bald einen heftigen Regen über die Landschaft. Um die Sache noch übler für mich zu machen, befand ich mich in einer Gegend, die mir vollständig unbekannt war, obgleich ich mir sagen mußte, daß ich nicht weiter als fünfzehn Meilen von Hause sein konnte. Das erste Gebäude, dem ich begegnete, war ein einsames Gasthaus am Rande eines großen und dichten Waldes. Obgleich der Ort nicht sehr einladend aussah, war er dennoch einem verirrten, hungrigen, durstigen und nassen, gänzlich ermüdeten Menschen sehr willkommen. Der Wirth empfing mich höflich und sah überhaupt ganz respektabel aus. Ich dachte mit Kummer daran, daß meine Mutter vergebens auf mich warten würde, aber an ein Weitergehen, an diesem Abend war doch auf keinen Fall zu denken. Meine Müdigkeit war derart, daß ich einer Nachtruhe dringend bedurfte.

Bei meinen bescheidenen Ansprüchen konnte die Zeche ja nicht allzugroß werden. Mein Abendbrot bestand einfach aus ein Schnitt Schinken, einem Stück eigengebackenen Brotes und einem Glase Bier. Ich begab mich nach diesem einfachen Mahl nicht gleich zur Ruhe, sondern setzte mich noch zu dem Wirth und plauderte mit ihm über meine enttäuschte Hoffnung und über das Unglück, das mich bisher immer in meinem ganzen Leben verfolgt hatte. Auch erzählte ich ihm, daß ich mich früher mit Pferden viel beschäftigt habe. Weder in meiner eigenen Erzählung, noch in dem, was der Wirth und die wenigen Arbeiter geäußert hatten, welche für kurze Zeit in das Schankzimmer kamen, war etwas enthalten, das auch nur im allergeringsten mein Gemüth aufregen und meine Phantasie nachhaltig beschäftigen konnte. Meine Seele war vollständig ruhig.

Einige Minuten nach elf Uhr wurde das Haus geschlossen. Ich machte mit dem Wirth einen Umgang und hielt ihm das Licht, während er die Thüren schloß und die Fensterladen heranmachte. Ich bemerkte nicht ohne Erstaunen die großen Schlösser und starken Eisenstangen, welche überall vorgeschoben wurden.

»Das ist hier ein einsames Haus«, sagte der Wirth, »bis jetzt hat allerdings noch Niemand den Versuch gemacht, einzubrechen, aber Vorsicht ist zu allen Dingen gut. Wenn kein Gast über Nacht bleibt, bin ich der einzige Mann im Hause. Meine Frau und Tochter sind furchtsam, und das Mädchen schlachtet nach ihrer Herrschaft. Wollen Sie noch ein Glas vor Schlafengehen? Nein? Gut! Einen so nüchternen und enthaltsamen Mann habe ich selten gesehen. Meine Sache wäre das nicht. Hier ist die Stube, wo Sie schlafen sollen. Sie sind mein einziger Gast heute Nacht, aber Sie werden es gut haben. Meine Frau hat Alles gethan, um Ihnen ein bequemes Lager zu bereiten. Sie werden schlafen wie in Abrahams Schooß. Wirklich kein Glas Bier mehr? Na wie Sie wollen. Gute Nacht!«

Die alte heisere Uhr auf dem Flur schlug halb zwölf, als ich in meine Schlafstube trat. Das Hinterfenster hatte die Aussicht auf den Wald.

Ich verriegelte meine Thür, setzte das Licht auf eine alte Kommode und zog mich langsam aus. Der traurig heulende Wind rüttelte an den Fensterscheiben und hörte sich gar unheimlich an in der tiefen Stille der Nacht. Es war mir noch nicht zum Schlafen zu Muthe. Ich beschloß daher, das Licht brennen zu lassen, bis ich Müdigkeit fühlte. Ich kam mir ganz anders vor als sonst. Das Mißlingen meiner Wanderung drückte mir auf die Seele, und die Glieder taten mir weh vom vielen Gehen, und dennoch war mir der Gedanke unerträglich, wachend in der Dunkelheit zu liegen und dem Winde zu lauschen, wie er unheimlich durch die Bäume des Waldes pfiff.

Der Schlummer kam über mich, ehe ich es gewahr wurde. Meine Augen fielen zu, und ich sank dem Schlaf in die Arme, ohne vorher mein Licht ausgelöscht haben.

Das Nächste, dessen ich mich erinnere, war ein kalter Schauer, der mir durch den Körper fuhr, und eine eigenthümliche Beklemmung um's Herz herum, wie ich es noch nie zuvor empfunden. Der Schauer störte nur meinen Schlaf, die Beklemmung weckte mich auf. In dem Moment, wo ich aus tiefem Schlummer zum Wachen emporfuhr, starrten meine Augen zuerst nach der Kommode vor meinem Bett. Ich hatte meine volle Besinnung.

Das Licht war beinahe bis zum letzten Stümpfchen herunter gebrannt, und der lange, in das Talg gefallene Docht verbreitete in diesem Augenblick eine ungewöhnliche Helle.

Zwischen dem Fußende meines Bettes und der verschlossenen Thür erblickte ich einen Menschen in meinem Zimmer. Es war ein Weib, das mich ansah und ein Messer in der Hand hatte. Es macht meinem Muthe keine Ehre, aber Wahrheit ist Wahrheit, und deshalb muß ich gestehen, daß ich vor Schrecken sprachlos war. Ich lag regungslos meine Augen auf das Weib geheftet, und das Weib stand mit dem Messer in der Hand, und heftete i h r e Augen auf mich. Die Situation dauerte wohl über eine Minute. Sie sprach kein Wort, dann schritt sie langsam und lautlos an die linke Seite meines Bettes.

Der Lichtschein fiel voll auf ihr Antlitz. Es war ein schönes Weib, mit gelblich hellem Haar, hellgrauen Augen, und das linke Lid etwas heruntergezogen. Ich prägte mir ihre Gestalt fest in's Gedächtnis, bevor sie noch an der Seite meines Bettes angekommen war. Ohne ein Wort zu sprechen, ohne die geringste Bewegung in der steinernen Ruhe ihres Antlitzes, ohne daß ihre Schritte das geringste Geräusch verursachten, kam sie näher und näher, stand dann an dem Kopfende meines Bettes still und hob das Messer, um nach mir stehen. Ich legte meinen Arm über meine Kehle um sie zu schützen, aber als ich den Stoß kommen sah, faßte ich mit der Hand nach der rechten Seite der Bettstelle und warf meinen Körper mit einem starken Ruck auf jene Seite. In demselben Moment fuhr das Messer wie ein Blitz in die Matratze, nicht ein Haar breit von meiner Schulter.

Meine Blicke richteten sich auf ihre Augen und ihre Hand; indem sie das Messer langsam zurückzog gab sie mir Zeit dieselben zu betrachten. Ein weißer, schön geformter Arm, mit einem leichten weichen Flaum über die zarte Haut gebreitet, eine feine Damenhand, mit einem rosigen Schimmer um die Fingernägel herum.

Nachdem sie das Messer aus der Matratze gezogen, ging sie langsam zum Fußende meines Bettes zurück, dort stand sie einen Augenblick still und blickte mich an. Dann ging sie, ohne zu sprechen, ohne die geringste Bewegung in der steinernen Ruhe ihres Antlitzes, ohne daß ihre Schritte das geringste Geräusch verursachten, auf die andere Seite des Bettes, wo ich jetzt lag. Als sie mir nahe kam, hob sie noch einmal das Messer, und ich legte mich schnell wieder auf die andere Seite. Sie stieß mit schneller Armbewegung, wie zuvor, abermals in die Matratze und fehlte mich nur um die Breite eines Haares. Diesmal wanderten meine Augen von ihr zu dem Messer. Es war eines jener Klappmesser, wie sie die Arbeiter zu tragen pflegten, um ihr Brot und Schinken damit zu schneiden. Ihre zarten kleinen Finger bedeckten kaum zur Hälfte den Griff; letzterer war von Horn, die Klinge so glänzend, als wenn sie ganz neu wäre.

Zum zweiten Mal zog sie das Messer aus dem Bett und verbarg es schnell in dem weiten Aermel ihres Kleides. Als sie dies gethan, blieb sie neben dem Bett stehen und betrachtete mich. Nur einen Augenblick sah ich sie in dieser Stellung, dann fiel der Docht des jetzt ganz heruntergebrannten Lichtes um und begann im Talg zu ertrinken. Die ersterbende Flamme gab jetzt nur

einen matten bläulichen Schein, und das Zimmer ward dunkel.

Noch ein oder zwei Augenblicke, und der Doch flammte zum letzten Mal auf. Meine Augen waren beim Erlöschen des Lichtes noch nach der rechten Seite meines Bettes gerichtet gewesen, aber die Gestalt war verschwunden. Das dem Messer war nicht mehr da.

Ich begann zu mir selbst zu kommen. Ich fühlte, wie mein Herz schlug. Ich hörte das traurige Sausen des Windes durch die Bäume des Waldes, ich sprang aus dem Bett, um Alarm zu schlagen, ehe sie das Haus verlassen haben konnte. »Mord! Aufgewacht! Mord!«

Niemand antwortete auf mein Rufen. Ich fühlte mich durch die Dunkelheit nach der Thür meines Zimmers, denn diesen Weg mußte sie doch genommen haben.

Die Thür war fest verriegelt, gerade so, wie sie es gewesen als ich ins Bett ging.

Einen Augenblick stand ich starr vor Staunen. Dann, als ich draußen eine Stimme hörte, öffnete ich die Thür. Ich sah den Wirth, in einer Hand ein Gewehr, in der andern ein brennendes Licht, den Flur herunterkommen.

»Was ist los?« sagte er, indem er mich nicht sehr freundlich ansah.

Ich konnte ihm nur flüsternd antworten: »Ein Weib mit einem Messer in der Hand. In meinem Zimmer. Ein schönes blondes Weib. Sie stieß zweimal nach mir mit dem Messer.«

Der Wirth hob sein Licht empor und betrachtete mich vom Kopf bis zu den Füßen.

»Sie scheint auch zweimal nicht getroffen zu haben.«

»Ich bin den beiden Stößen ausgewichen. Sie traf nur das Bett. Gehen Sie hinein und überzeugen Sie sich selbst.

Der Wirth nahm das Licht und ging sofort in mein Zimmer. In weniger als einer Minute kam er wüthend auf den Flur zurück.

»Der Teufel hole Sie und das Weib mit dem Messer! Es ist auch nicht das kleinste Loch im Laken. Was fällt Ihnen ein, hierher zu kommen und eine ganze Familie im Schlaf zu stören, weil ein dummer Traum Sie quälte?«

»Ein Traum? Das Weib, welches versuchte, mich zu erstechen, soll kein lebendes Wesen gewesen sein, wie ich selbst?« Ein Schauer lief abermals durch meine Glieder, und ein Schrecken bemeisterte sich meines ganzen Wesens.

»Ich will das Haus verlassen; besser auf der Landstraße in Regen und Finsternis, als noch einmal in jenes entsetzliche Zimmer zurück. Geben Sie mir Ihr Licht, damit ich mich schnell anleide, und dann sagen Sie mir, was ich zu bezahlen habe.«

Der Wirth stellte den Leuchter auf die Kommode.

»Zu bezahlen?« sagte er, »Sie werden Ihre Rechnung unten auf der Tafel im Gastzimmer finden. Wenn ich vorher gewußt hätte, daß Sie hier träumen und Spektakel machen wollten, hätte ich Sie nicht aufgenommen für alles Geld, das Sie bei sich haben. Sehen Sie doch selbst nach dem Bett. Wo sind denn die beiden Messerstiche? Sehen Sie nach dem Fenster. Ist es geöffnet? Sehen Sie nach der Thür, die ich selbst geschlossen. Ist sie erbrochen? Was fällt Ihnen ein? Eine Mörderin mit einem Messer in meinem Hause! Sie sollten sich schämen, lieber Freund.«

Meine Augen folgten seiner Hand, als er erst nach dem Bett, dann nach dem Fenster, dann nach der Thür zeigte. Es ließ sich nichts darauf erwidern. Es war Alles unversehrt, wie es gewesen. Das Fenster fest geschlossen. Die Thür hing in ihren Angeln, die Betttücher zeigten keine Verletzung. Ich zog mich schnell und schweigend an. Dann gingen wir zusammen die Treppe hinab, Ich saß nach der Uhr im Gastzimmer. Es war zwanzig Minuten nach zwei, Morgens. Ich bezahlte meine Rechnung und der Wirth ließ mich

hinaus. Der Regen hatte aufgehört, aber die Nacht war finster, und der Wind blies heulender, wie zuvor. Aber weder die Finsternis, noch der Wind, noch die Kälte, noch die Unsicherheit über meinen Heimweg kümmerte mich. Ich gab kaum Acht auf diese Dinge. Mein Geist weilte noch fortwährend bei der Traumerscheinung in meinem Schlafzimmer. Was hatte ich denn eigentlich gesehen? Ein bloßes Bild im Traum? Oder eine andere Erscheinung von jenseits des Grabes, die wir Gespenst nennen? Ich konnte keinen Ausweg finden aus diesem Gedanken-Labyrinth. Und als der Mittag kam, und ich endlich wieder an meiner Mutter Thür stand, war ich noch immer zu keinem Resultat gekommen.

Meine Mutter kam mir allein entgegen, um mich zu begrüßen. Ich hatte niemals Geheimnisse vor gehabt. Deshalb erzählte ich ihr die ganze Geschichte mit derselben Treue, wie ich sie Ihnen eben berichtet habe.

Sie unterbrach mich mit keinem Wort. Als ich aber geendet, richtete sie eine Frage an mich.

»Was war die Uhr, Francis, als Du das Weib in Deinem Traum sahst?«

Ich hatte nach der Uhr gesehen, als ich das Gasthaus verließ, und genau bemerkt daß die Zeiger zwanzig Minuten über Zwei deuteten. Wenn ich die Zeit abrechnete, während welcher ich mit dem Wirth gesprochen und mich angekleidet hatte, mußte es gerade zwei Uhr Morgens geworden sein, als ich das Weib im Traum erblickte. Noch schärfer ausgedrückt, so hatte ich jene Erscheinung nicht allein am Tage, sondern auch in der Stunde meiner Geburt gehabt. Das sagte ich meiner Mutter.

Sie blieb eine ganze Weile in Gedanken versunken. Dann nahm sie mich bei der Hand und führte mich in die Vorderstube. Ihr Schreibzeug stand auf dem Tisch bei dem Kamin; sie zog die Schieblade heraus und bedeutete mich, an ihrer Seite Platz zu nehmen.

»Mein Sohn«, sagte sie, »Dein Gedächtnis ist schwach, und das meine verläßt mich bald ganz. Beschreibe mir noch einmal, wie das Weib aussah. Ich will es mir aufschreiben, damit ich das Bild noch nach Jahren vor mir habe.«

ich gehorchte, war aber neugierig, was eigentlich in ihrem Kopf vorgehen möchte. Ich redete, und sie schrieb die Worte nieder, wie sie von meinen Lippen fielen.

»Hellgraue Augen. Das linke Lid etwas heruntergezogen. Blondes Haar, mit einer goldgelben Strähne darin. Beide Arme, mit leichtem Flaum bedeckt. Kleine vornehme Hände, mit einem rosigen Schimmer um die Nägel.

»Erinnerst Du Dich, wie sie gekleidet war, Francis?«

»Nein, Mutter.«

»Wie war das Messer beschaffen?«

»Ein Klappmesser mit einer Hornschale, als wenn man eben auf dem Markt gekauft hätte.«

Meine Mutter fügte die Beschreibung des Messers hinzu, ebenso Jahr, Monat Tag und Stunde, wann das Traumweib mir in dem Gasthause erschienen war. Dies gethan, verschloß sie das Papier in der Schieblade.

Nicht ein Wort, Francis, zu Deiner Tante! Nicht ein Wort zu irgend Jemand überhaupt! Laß Deinen Traum ein Geheimnis zwischen uns Beiden bleiben.

Wochen und Monate vergingen. Meine Mutter kam niemals wieder auf den Gegenstand zurück. Was mich betrifft, verwischte die Zeit, welche ja so vieles vergessen macht, auch mir die Erinnerung an jene Nacht. Das Bild des Traumweibes wurde immer schwächer und schwächer. Zuletzt erlosch es gänzlich in meiner Seele.

Die Erzählung, wie ich die Andeutung eines Elends empfang, ist nun berichtet. Urtheilen Sie selbst, ob es eine wahre oder falsche Andeutung war, wenn Sie gehört haben werden, was sich an meinem nächsten Geburtstage

ereignete.

Als der Sommer kam, wendete sich das Glücksrad endlich zu meinen Gunsten. Eines Tages rauchte ich meine Pfeife in der Nähe eines Hauses, das abgebrannt und nicht wieder aufgebaut, nur noch das geschwärzte Fundament übrig gelassen hatte und welches als Ruine am Ausgange unseres Dorfes stand, als ein Unfall meinem Leben eine neue und bessere Wendung gab. Es war ein Unfall der allergewöhnlichsten Art, wie er sehr oft im Leben vorkommt. Eine Dame, die sich selbst fuhr, ein durchgehendes Pferd, ein elender Diener hintenauf, der die Geistesgegenwart verloren hatte, und die Ruine in durchaus nicht angenehmer Nähe von ihnen! Das war es, was ich zwischen zwei Zügen meiner Pfeife sah. Ich hielt das Pferd, noch ehe es die Ruine erreichte, und verletzte mich ein wenig durch einen Deichselstoß. Das hatte aber durchaus nichts zu sagen. Die Dame war der Ansicht, daß ich ihr Leben gerettet hätte, und ihr Gatte, der am anderen Tage mit ihr in nach unserem Dorf kam, nahm mich in seinen und ihren Dienst. Die Dame hatte dunkles Haar und einen dunklen Teint, und als ich meiner Tante die Geschichte erzählte, deutete sie dieselbe sofort zu Gunsten ihrer Karten. Nach ihrer Meinung hatte nun die Pique-Dame ihr Versprechen buchstäblich erfüllt, denn das dunkle Weib war mir, wenn auch etwas später erschienen.

»Künftig, lieber Francis«, sagt sie, »vertraue blindlings der Auslegung meiner Karten. Künftig wirst Du es wohl bleiben lassen, der Winke der Vorsehung, wenn Du sie auch nicht begreifen kannst zu zu spotten, wie es einst die alten Israeliten thaten. Mehr brauche ich Dir nicht zu sagen. Wenn das, Geld in Deine Tasche kommt vergiß nicht Deine alte Tante Chance, welche hilflos wie ein Sperling auf dem Dache sitzt, mit einem kärglichen Jahrgeld von fünfzig Pfund.«

Ich blieb in meiner neuen Stellung im Westend zu London bis zum Frühling des künftigen Jahres. Um jene Zeit verschlechterte sich die Gesundheit meines Herrn. Die Aerzte riethen ihm ein südliches Klima an, und ich mußte meine Stelle aufgeben. Aber meine Verhältnisse blieben dennoch gut. Als ich meine Herrschaft verließ, vermachte mir die Großmuth derselben ein kleines Jahrgeld, welches mich in den Stand setzte auch ohne Arbeit bescheiden leben zu können. Ja ich war sogar im Stande, auch für die Existenz meiner Mutter Sorge zu tragen. Meine Herrschaft verließ England zu Ende des Februar; kleine Geschäfte die sie mir noch zur Abwicklung hinterlassen hatten, fesselten mich bis zum letzten Tage besagten Monats an London. Ich konnte die Rückreise nach unserem Dorf erst mit dem Abendzuge antreten, um, wie gewöhnlich, meinen Geburtstag im elterlichen Hause zu verleben. Als ich dort ankam, war es Schlafenszeit, und ich fand leider meine arme Mutter in bedenklichem Gesundheitszustande vor. Zur Verschlimmerung der Sache hatte sie die Medizin für den nächsten Tag bereits verbraucht, obgleich ihr der Doktor streng anbefohlen, mit demselben zu reichen. Nun vermißte sie schmerzlich das Medikament. Da der Doktor seine Arznei selbst bereitete, erbot ich mich, zu ihm zu gehen und ihn herauszuklopfen. Sie weigerte sich, mich dies tun zu lassen, gab mir mein Abendbrot und schickte mich zu Bett. Ich schlief bald ein, wachte aber nach kurzer Zeit wieder auf. Das Schlafzimmer meiner Mutter stieß n das meine. Ich hörte den schweren Tritt meiner Tante Chance in demselben auf- und niedergehen, und da ich etwas Uebles vermuthete, klopfte ich an die Thür. Die Leiden meiner Mutter hatten zugenommen, und es schien dringend nothwendig, dieselben sobald als möglich zu lindern. Ich kleidete mich a und rannte, die Medizinflasche in der Hand, nach der andern Seite des Dorfes, wo der Doktor wohnte. Gerade in dem Augenblick, wo ich das Haus erreichte, schlug die Kirchenuhr ein Viertel auf Zwei an meinem Geburtstage. Ein einziges Schellen an der Nachtglocke erweckte den Doktor, der das Fenster öffnete und fragte, wer draußen sei. Als er mich erkannte, bat er mich zu warten und an die Thür seiner kleinen Apotheke zu kommen. Die Nacht war

wunderschön warm für die Jahreszeit. Der Vollmond goß ein klares Licht über die Landschaft, und ich bemerkte in seinem bläulichen Schimmer ganz deutlich jene Ruine, in deren unmittelbarer Nähe ich das Pferd der Lady aufgehalten hatte.

Es waren noch nicht fünf Minuten verflossen, als der Doktor mich in die kleine Apotheke einließ. Ich machte die Thür hinter mir zu, weil ich bemerkte, daß der Mann sich nur nothdürftig angekleidet hatte. Er äußerte sich in milder Weise über die Vernachlässigung seiner Instruktion von Seiten meiner Mutter und ging sogleich daran, die Medizin zu mischen, während ich ihm dazu leuchtete. Die Flasche war noch nicht ganz gefüllt, als die Thür zur Apotheke von außen geöffnet wurde.

Wer konnte denn in so früher Morgenstunde schon in dem stillen Dorfe wach sein? Die Person, welche die Thür geöffnet hatte, stand jetzt im vollen Schein des Lichtes. Zur Vermehrung unseres Erstaunens war es ein Frauenzimmer. Sie trat tiefer in's Zimmer, und als sie an meiner Seite war, lüftete sie den Schleier. In dem Augenblick, als ich ihr Antlitz erblickte, hörte ich die Kirchenuhr schlagen. Die Neuangekommene war mir eben so wenig bekannt, als dem Doktor, und unzweifelhaft das schönste Weib, das ich bisher gesehen.

Ich sah Licht im Zimmer«, flüsterte sie, »ich möchte Medizin haben.«

Sie sprach diese Worte, obgleich leise, doch mit einer Ruhe und Sicherheit, die durchaus nichts Verdächtiges an ihr verrieth. Der Doktor starrte sie an, als wenn er seinen Augen nicht traute.

»Wer sind Sie?« fragte er, »Wie kommen Sie in so früher Morgenstunde hierher?«

Auf den letzten Theil seiner Frage gab sie keine Antwort, sondern kam nur auf ihr ursprüngliches Gesuch zurück.

»Ich habe Zahnschmerz, ich bitte um eine Flasche Laudanum.«

Bei dem Worte »Laudanum« hatte der Arzt seine Geistesgegenwart wieder gewonnen. Er war nun wieder in seinem Element und sprach sie scharf an.

»So Zahnschmerz haben sie also? Lassen Sie mich einmal den Zahn sehen!«

Sie schüttelte den Kopf und legte zwei Schillinge auf den Tisch.

»Ich will Ihnen ja nicht lange beschwerlich fallen«, sagte sie, »da ist das Geld, nun geben Sie mir das Laudanum.«

Der Doktor gab ihr die zwei Schillinge zurück.

»An Fremde verkaufe ich kein Laudanum«, antwortete er; »wenn Sie aber meines ärztlichen Rathes bedürfen, ist es eine andere Sache! Dann soll es mir ein Vergnügen machen, Ihnen zu helfen.«

Sie ließ das Geld wieder in ihre Tasche gleiten.

Sie können mir nicht helfen«, sagte sie mit vollkommener Ruhe. »Guten Morgen!«

Mit diesen Worten öffnete sie die Thür, um wieder auf die Straße hinauszutreten.

Bis hierher hatte ich kein Wort gesprochen. Ich stand mit dem Licht in der Hand, die Augen auf sie geheftet, als wenn ich bezaubert wäre. Ihre Blicke verriethen jetzt, weit deutlicher, als vorhin ihre Worte, daß sie entschlossen sei, sich auf irgend eine Weise das Leben zu nehmen. Als ich sie die Thüre öffnen sah, fand ich in meiner furchtbaren inneren Erregung die Sprache wieder.

»Halt!« rief ich ihr nach, »warten Sie auf mich! Ich muß Sie sprechen, bevor Sie gehen!«

Sie sah mich mit einem Blick sorglosen Staunens an, und ein spöttisches Lächeln spielte um ihre Lippen.

»Was könnten Sie mir zu sagen haben?«

Dann stand sie still, und ich sah sie wieder eigenthümlich lächeln.

»Aber weshalb auch nicht?« fuhr sie fort, »ich habe nichts zu thun, und werde nirgends erwartet.«

Sie machte noch einen Schritt zurück und nickte mir zu.

»Sie sind ein seltsamer Mensch. Ich denke, ich werde Sie belustigen. Ich erwarte Sie draußen.«

Die Thür der Apotheke schloß sich. Sie war fort.

Was nun ferner geschah, schäme ich mich zu erzählen. Die einzige Entschuldigung, die ich für mich habe, ist die, daß ich gewiß und wahrhaftig ein behexter Mensch war. Ich wandte mich, ihr zu folgen, ohne auch nur im Geringsten an meine Mutter zu denken. Der Doktor hielt mich zurück.

»Vergessen Sie nicht die Medizin«, sagte er, »und wenn Sie meinem Rathe folgen wollen, bekümmern Sie sich nicht um das Frauenzimmer. Wecken Sie den Constabler. S e i n Amt ist es, nach ihr zu sehen, nicht das Ihre.«

Ich streckte schweigend die Hand nach der Flasche aus; ich fürchtete mich, sein Mißfallen zu erregen, wenn ich ihm eine Antwort gäbe. Er mußte doch eben so gut bemerkt haben, wie ich, daß sie das Laudanum haben wollte, um sich zu vergiften. Er sah, nach meiner Meinung, die Sache mit sehr herzlosen Augen an. Ich dankte ihm für die Medizin und verließ die Apotheke.

Das schöne Weib wartete auf mich, wie sie versprochen hatte. Sie ging langsam vor dem Hause auf und ab; eine große graziöse Gestalt, und das Mondlicht fiel auf ihr blasses Antlitz, ihr glänzend goldenes Haar, ihre großen grauen Augen, als wenn es es ihre Schönheit in die günstigste Beleuchtung setzen wollte. Sie sah kaum wie eine Sterbliche aus, als sie sich umwandte und mit mir zu sprechen begann.

»Nun«, sagte sie, »was wünschen Sie von mir?«

Trotz meiner mir angeborenen Blödigkeit, trotz meines besseren Selbst, fühlte sich mein ganzes Wesen sofort zu ihr hingezogen. Ich faßte ihre beiden Hände und sprach offen und vertraulich, als wenn sie schon eine alte Bekannte von mir wäre, meine Gedanken gegen sie aus.

»Sie wollen sich tödten«, sagte ich, und ich will Sie daran verhindern, und wenn ich die ganze Nacht Ihnen folgen sollte.«

Sie lachte. »Sie sahen selbst, daß der Doktor mir das Laudanum nicht verkaufen wollte; ist Ihnen wirklich etwas daran gelegen, ob ich sterbe oder leben bleibe?«

Sie drückte meine Hand fast zärtlich bei dieser Frage und ihre Blicke senkten sich in meine Augen mit einem so eigenthümlichen Feuer, daß es mir durch alle Adern rann. Die Worte erstarben mir auf den Lippen, ich konnte ihr nicht antworten.

Sie verstand mich aber auch ohnedem.

»Sie haben mir neue Lust zum Leben gegeben, indem Sie so freundlich zu mir sprachen«, sagte sie. »Freundlichkeit und Mitgefühl üben stets einen wundervollen Einfluß auf Frauen, Hunde und andere Hausthiere. Nur Männer können solche Güte üben. Nun erleichtern Sie aber Ihre Seele. Ich verspreche Ihnen so viel Sorge um mich zu tragen, als wenn ich das glücklichste Weib auf der Erde wäre. Doch ich will Sie nicht länger Ihrer nächtlichen Ruhe berauben. Wohin gehen Sie?«

Ich Elender hatte ganz und gar meine Mutter vergessen, obgleich ich die Medizinflasche in der Hand hielt.

»Ich gehe nach Hause«, sagte ich, »wo wohnen Sie? Im Gasthause?«

Sie lachte bitter auf und deutete nach dem niedergebrannten Hause.

»Das ist mein Gasthaus für diese Nacht,« sagte sie. »Als ich nicht mehr weiterzugehen vermochte, kehrte ich dort ein.«

Wir gingen zusammen meiner Wohnung zu. Ich nahm mir die Freiheit, sie zu fragen, ob sie keine Freunde hätte.

»Ich dachte allerdings einen Freund zu besitzen,« sagte sie, »und wenn er es wirklich gewesen wäre, würden Sie mich nicht hier gesehen haben. Aber ich irrte mich. Meines Freundes Thür wurde mir vor der Nase zugeschlagen, und es jetzt wenige Stunden her, daß seine Diener mich mit der Polizei bedrohten. So wanderte ich auf gut Glück durch die Nacht hierher, und meine ganze Habe bestand aus zwei Schillingen und den Lumpen, die ich auf dem Leibe trage. Welcher anständige Gastwirth hätte mich in diesem Zustande in sein Haus genommen? Wie ich so weiter und weiter schritt, dachte ich darüber nach, wie ich wohl einen Weg aus der Welt finden sollte, ohne meinen Körper zu entstellen und ohne viel Schmerz zu erleiden. Sie haben keinen Fluß in dieser Gegend. Ich hatte noch nichts gefunden, als ich, hier angelangt, sie an des Doktors Hause klingeln hörte. Ich sah Sie eintreten, das Fenster wurde erleuchtet, ich erkannte eine Apotheke, und sofort kam mir der Gedanke, das Laudanum zu kaufen. Was hatten Sie dort zu thun? Für wen ist die Medizin? Für Ihre Frau?« — —

»Ich bin nicht verheirathet.«

Sie lachte wieder. »Nicht verheirathet?« Das wäre ja eine Aussicht für mich, wenn ich etwas besser gekleidet wäre. Wo wohnen Sie? Hier?«

Während dieser kurzen Unterhaltung waren wir vor meiner Mutter Hause angekommen. Sie reichte mir die Hand, um Abschied zu nehmen. Elend und ohne Obdach, wie sie war, machte sie doch nicht die geringste Anspielung, mich um ein Unterkommen für die Nacht zu bitten. Es war m e i n Vorschlag, daß sie, ohne daß meine Mutter und Tante es merkten, die Nacht unter unserem Dache bleiben sollte. Unsere Küche war an der Rückwand des Hauses etwas herausgebaut, dort konnte sie ungesehen und ungehört den Morgen erwarten und das Haus verlassen, ehe meine Mutter und Tante aufgestanden sein würden. Ich führte sie in die Küche und setzte ihr einen Stuhl an die verglimmenden Kohlen des Heerdes. Ich war gewiß meiner Handlungsweise wegen bitter zu tadeln. Ich möchte wohl wissen, was Sie an meiner Stelle gethan haben würden. Ich wende mich an Sie als einen Mann von Ehre: würden Sie dem herrlichen Geschöpf Ihre Thür verschlossen und es wie einen verlaufenen Hund nach dem abgebrannten Hause zurückgeschickt haben? Ich glaube nicht.

Ich ließ sie an dem Feuer sitzen und ging dann in das Zimmer meiner Mutter. Wenn Sie jemals Herzweh empfunden haben, werden Sie verstehen, wie meine Seele litt, als sie meine Hand nahm und sagte: »Es tut mir leid, Francis, daß ich Dir Deine Nachtruhe geraubt habe.

Ich gab ihr die Medicin und setzte mich an ihr Bett, bis die Schmerzen nachgelassen hatten. Meine Tante Chance ging wieder zu Bett, und meine Mutter und ich blieben allein. Ich bemerkte, daß die Schieblade mit dem Schreibzeug ihren gewöhnlichen Platz verlassen hatte und auf einem Stuhl neben ihrem Lager stand. Sie sah, daß ich es gewahr wurde.

»Heute ist Dein Geburtstag, Francis«, sagte sie, »hast Du mir irgend etwas zu erzählen?«

Ich hatte meinen Traum so vollständig vergessen, daß ich nicht darauf kam, welche Gedanken ihren Sinn durchkreuzen mochten, als sie jene Worte an mich richtete. Einen Augenblick fürchtete ich in meinem Schuldbewußtsein, daß ich ihr verdächtig vorkommen möchte.

»Nein, Mutter«, sagte ich mit abgewandtem Antlitz, »ich habe Dir nichts zu erzählen.«

Sie winkte mich näher heran und gab mir zu verstehen, daß ich sie küssen möchte.

»Gott segne Dich, mein Kind«, sagte sie, »und mögest Du noch viele frohe Geburtstage erleben!«

Sie streichelte meine Hand, schloß die müden Augen und lag bald in tiefem, friedlichem Schlummer. Ich stahl mich wieder die Treppe hinab. Ich dachte, der gute Einfluß, den meine Mutter auf mich ausübte, müßte mir gefolgt sein, und in der That, als ich meine Hand auf den Drücker der Küchenthür legen wollte, zitierte sie zaudernd. Soll ich sie nicht wiedersehen? Soll ich sie morgen aus dem Hause lassen und ihr Lebewohl sagen auf immer? Gewiß wäre es besser für mich gewesen, wenn ich der Versuchung widerstanden hätte. Ich suchte nach Kraft in meinem Innern, aber es ward mir schwer, sie zu finden. Während ich noch auf diese Weise überlegte, hatte sie mich kommen gehört und öffnete die Küchenthür. Meine Augen begegneten den ihren; es sollte nicht anders sein.

So saßen wir ungestört und unbeargwohnt zusammen. Sie benutzte diese Zeit, um mir die Geheimnisse ihres elenden Lebens zu enthüllen, aber auch zugleich völligen Besitz von meiner Seele zu nehmen und mich gänzlich ihrem Willen unterthan zu machen. Es ist nutzlos, länger bei dem Unglück zu verweilen, welches sie nach und nach in das Elend gebracht hatte; ich würde nur eine Geschichte zu den unendlich vielen hinzufügen, wie sie tagtäglich vorkommen. Das interessiert Niemand. Ihr Name war Alicia Warlock. Sie war als Lady geboren und als solche erzogen worden. Sie hatte Alles verloren: ihre Lebensstellung, ihren Charakter, ihre Freunde. Die Tugend schauderte bei ihrem Anblick, und das Laster hatte sie für den Rest ihres Lebens in Anspruch genommen. Eine gewöhnliche Geschichte, wie ich Ihnen schon gesagt habe. Für mich war sie von keinem Belang. Ich habe schon öfter ausgesprochen und wiederhole es noch einmal: ich war eben ein behexter Mensch. Finden Sie darin so etwas Wunderbares? Bedenken Sie doch nur, wer ich war. Unter den ehrenhaften Frauen meiner Umgebung konnte ich keine Einzige finden, die ihr geglichen hätte. Bewegten sich jene, wie diese es that? Hatten sie einen so stolzen elastischen Blick? Blickten sie mir ins Auge, wie sie? Wenn sie mich küßten — lief es so feurig durch meine Glieder, als wenn sie es that? Hatten sie ihre weiße Haut? ihr liebliches Lachen? ihren kleinen Fuß? ihre zarte Hand? ihre bezaubernde Berührung? Trotz ihrer kärglichen Kleidung war sie doch von einer unendlichen Sauberkeit, und welchen entzückenden Duft sie ausströmte! Wenn sie mich an sich zog, umschlangen mich ihre Arme wie Engelsflügel, und ihr Lächeln leuchtete in meine Seele, wie die erquickenden Strahlen der Morgensonne! Mögen Sie über mich lachen, mögen Sie mich verdammen, — ich konnte nicht anders fühlen. Ich stelle durchaus keinen Versuch an, mich zu entschuldigen, ich will nur meine Seelenstimmung klar vor Ihnen aufdecken. Sie sind vornehme Leute. Was mich armen Menschen entzückt und thöricht macht, ist für Sie nur eine tägliche Erfahrung. Gefallen oder nicht! Engel oder Teufel! Sie war eine Lady, — ich war nicht einmal ein Reitknecht! Eitelkeit und Sinnlichkeit blendeten die Augen meiner Seele.

Bevor es im Hause laut ward, ließ ich sie hinaus und zeigte ihr den Weg zu einer in der Nähe gelegenen Handelsstadt. Dort konnte sie mit meinen Unterstützungen an Geld und Rath sich einfach und anständig kleiden und sich eine kleine Wohnung miethen. So lange sie bezahlte, hatte sie von der Neugier der Leute nichts zu fürchten. So konnte ich sie unter irgend einem Vorwande häufig besuchen, und wir konnten plaudern über die Pläne unserer nächsten Zukunft. Ich brauche wohl nicht hinzufügen, daß ich fest entschlossen war, sie zu heirathen. Ein Mann in meiner Lebensstellung heirathet gewöhnlich ein solches Frauenzimmer.

Sie werden fragen, ob ich in jener Zeit glücklich gewesen? O ja! vollständig, wenn nicht ein Umstand die Seligkeit getrübt hätte. Und welcher war das? Ich fühlte mich niemals so recht behaglich in ihrer Nähe; etwas Unheimliches hauchte mich an, ich wußte nicht, woher das kam. War es vielleicht ein Gefühl von Scheu und Blödigkeit? Traute ich ihr nicht ganz? Oder schämte ich mich ihrer? Die Unbehaglichkeit, von der ich spreche,

wurde durch einen schwachen Zweifel in meiner Seele hervorgerufen, ob ich sie früher nicht schon einmal gesehen habe, oder ob sie mir zum ersten Mal entgegentrat, als ich Medizin für meine Mutter holte? So oft ich versuchte, jene bösen Gedanken zu verscheuchen, so kam es mir doch immer wieder und wieder vor, als wenn ihr Antlitz mich an ein anderes erinnerte, das ich schon einmal gesehen. Wo? konnte ich mir aber nicht klar machen. Dieses seltsame Gefühl, diese eine Frage, die ich nimmer beantworten konnte, beunruhigten mich in hohem Grade. Sie kamen gewöhnlich am schlimmsten über mich, wenn ich im Bett lag und Finsternis mich umhüllte. Es ist gewiß schon jedem Menschen vorgekommen, daß er ein Wort oder einen Namen vergessen hat und sich vergebens anstrengt, dieselben zu finden. So war es ungefähr mit mir. Ich fand das Gesicht nicht wieder, wie Andere das vergessene Wort oder den vergessenen Namen nicht finden können. Nach drei Wochen berathschlachten wir, wie wir es anfangen sollten, der Mutter das Geständnis unserer Liebe beizubringen. Nach Alicia's Ansicht sollte ich sagen, ich hätte sie zu jener Zeit kennen gelernt, als ich bei meiner gütigen Herrschaft in London war. Sie sollte sich ebenfalls im Dienst derselben befinden, und wir dort bereits unsere Bekanntschaft gemacht haben. Da war durchaus nichts zu befürchten, daß meine Mutter der Erzählung keinen Glauben schenken könnte. Ihre Gesundheit hatte sich unterdes überhaupt verbessert. Am ersten Abend, wo sie ihren alten Platz am Theetisch wieder einnehmen konnte, raffte ich meinen ganzen Muth zusammen und sagte ihr, daß ich mich verheirathen wollte. Die gute alte Frau schlang beide Arme um meinen Hals und stieß einen Freudenschrei aus. »O Francis«, sagte sie, »ich bin so glücklich, daß Du nun Jemand haben wirst, der Dich pflegt und Dich liebt, wenn ich draußen auf dem Kirchhof liegen werde.«

Was meine Tante Chance anbetrifft, so brauche ich eigentlich nichts zu sagen, was sie that. Sie legte die Karten. Es kam aber nicht viel dabei heraus. Wenn wirklich prophetische Macht in den bunten Blättern gewesen wäre, welche entsetzliche Warnung würden sie mir in jener Nacht gegeben haben!

Es war beschlossen, daß ich am kommenden Tage mein künftiges Weib der Mutter und der Tante vorstellen sollte. Ich muß gestehen, daß ich stolz auf Alicia war, als ich sie zur bestimmten Zeit in das Vorderzimmer unseres kleinen Hauses führte. In meinen Augen hatte sie noch niemals so schön ausgesehen, als sie heute erschien. Ich habe sonst wenig auf den Anzug der Frauenzimmer Acht gegeben, aber um den ihren bekümmerte ich mich, als wenn es mein eigener gewesen wäre! Sie trug ein schwarzseidenes Kleid mit Puffen und weiten Aermeln, und einen einfachen lavendelfarbenen Hut mit einer weißen Rose an einer Seite. Meine Mutter, die ihren Sonntagsstaat angelegt hatte, erhob sich ganz aufgeregt aus ihrem großen Stuhl, um ihre künftige Schwiegertochter willkommen zu heißen. Halb lächelnd, halb in Thränen machte sie einige Schritte auf sie zu, blickte Alicia voll in's Antlitz, dann stand sie plötzlich still. Ihre Wangen bezogen sich mit Todtenblässe, ihre Augen traten schreckenvoll aus den Höhlen. Die zur Umarmung erhobenen Hände sanken schlaff zu beiden Seiten hinab. Sie taumelte zurück und fiel in die Arme meiner Tante, welche hinter ihr stand. Es war keine Ohnmacht; sie bekam nach wenigen Augenblicken ihre Besinnung wieder. Ihre Blicke wandten sich langsam von Alicia zu mir. »Francis«, sagte sie, »erinnert dich dieses Gesicht nicht an ein anderes?«

Bevor ich antworten konnte, deutete sie auf die Schieblade in dem Tische neben dem Kamine

»Gib sie her!« rief sie, »gib sie schnell!«

In demselben Moment fühlte ich Alicia's Hand auf meiner Schulter und sah ihr Antlitz mit Zornesröthe Überzogen. War das ein Wunder?

»Was bedeutet das?« fragte sie. »Will Deine Mutter mich beleidigen?«

Ich sagte einige Worte um sie zu beruhigen, aber ich entsinne mich ihrer nicht mehr. Ich war zu verwirrt und erstaunt in diesem Augenblick. Bevor

ich ausgesprochen, hörte ich meine Tante hinter mir. Sie hatte die Schieblade herausgezogen und sie meiner Mutter gebracht. Diese suchte ein Papier daraus hervor. Schritt für Schritt, sich langsam an der Wand entlang fühlend, kam sie mir näher und näher, den Zettel in ihrer rechten Hand. Ihre Blicke verschlangen die Zeilen, dann betrachtete sie aufmerksam Alicia's Antlitz. Sie streifte deren langen offenen Ärmel auf und prüfte sorgsam ihre Hand und ihren Arm. In Alicia's Zügen wich der bisherige Zorn dem deutlichen Ausdruck der Furcht. Mit einer schnellen Bewegung machte sie sich von dem Griff meiner Mutter frei: »Sie ist wahnsinnig«, sagte sie zu sich selbst; »weshalb hat mir Francis das nicht gesagt?« Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Ich wollte ihr nach, aber meine Mutter bedeutete mich, zu bleiben. Sie las die Worte, die auf dem Zettel standen, und als sie langsam, eines nach dem andern, von ihren Lippen fielen, streckte sie ihren Arm nach der offenen Thür aus.

»Hellgraue Augen. Das linke Lid etwas heruntergezogen. Blondes Haar, mit einer goldgelben Strähne darin. Weiße Arme mit leichtem Flaum bedeckt. Kleine vornehme Hände mit einem rosigen Schimmer um die Nägel. Das Traumweib, Francis, das Traumweib!«

Als jene Worte gesprochen worden, verdunkelte sich eines der Fenster. Ich blickte dorthin. Alicia Warlock war zurückgekommen. Sie blickte durch die Scheiben in das Zimmer. Ja!, ja! das war dasselbe Gesicht, welches mich in meinem Schlafzimmer jenes einsamen Gasthauses angeschaut hatte. Die kleine Hand, welche sie jetzt schützend über ihre Augen legte, hatte das mörderische Messer auf mich gezückt. Jetzt hatte ich meine Erinnerung wiedergefunden. Ihr Antlitz war es, das ich vergessen hatte. Das Traumweib! Das Traumweib!

Zweiter Theil.

Schluß der Erzählung des Hausknechts.

Ich mache keinen Anspruch darauf, meine ferneren Handlungen gebilligt zu sehen.

Drei Wochen, nachdem meine Mutter in Alicia Warlock das Traumbild aus dem einsamen Gasthause erkannt hatte, führte ich meine Braut zur Kirche und machte sie zu meinem Weibe. Ich war ein behexter Mann. Ich sage es wieder und immer wieder: ich war ein behexter Mann!

In dem Zeitraum vor meiner Verheirathung erlitt unser Haushalt eine bedeutende Veränderung. Meine Mutter und meine Tante hatten miteinander gezankt; meine Mutter, die an Träume glaubte, verlangte die Aufgabe des Verhältnisses mit Alicia. Meine Tante, die an Karten glaubte, drang in mich, sie zu heirathen. Diese Verschiedenheit der Meinungen führte zu einem fortgesetzten Zank zwischen beiden Frauen. Jede vertheidigte ihr System. Eine beleidigte die Andere, und da meine Tante schließlich die größten Grobheiten hervorbrachte, riß meiner Mutter die Geduld, und sie sagte ihrer Schwester so harte Worte, daß diese ihre Siebensachen zusammenpackte und grollend nach Schottland reiste. Sie hinterließ mir eine geschriebene Prophezeiung, die sie aus den Karten gezogen, und Ihre Adresse in Schottland.¹

»Der Tag ist nicht fern«, endete das Dokument, »wo Francis eingedenk sein wird, seiner armen Tante mit dreißig Pfund jährlich unter die Arme zu greifen, um ihr die traurige Witwenschaft zu erleichtern.«

Ebenso wie meine Mutter ihre Einwilligung zu meiner Heirath mit Alicia Warlock verweigert hatte, ebenso bestand sie darauf, weder der Hochzeit beiwohnen, noch Alicia wiedersehen zu wollen. Dies geschah keineswegs aus Zorn oder Unwillen von ihrer Seite, sondern da sie an den Traum glaubte, hatte sie nur eine Sterbensfurcht vor meinem Weibe. Ich verstand dies, und wir sprachen nicht weiter davon. Meiner Frau gegenüber suchte ich die Mutter zu entschuldigen. Es fiel kein unfreundliches Wort von irgend welcher Seite. Die einzige glückliche Erinnerung, die mich jetzt durchzieht, ist die, daß, obgleich ich meiner Mutter ungehorsam war, ich sie doch aus tiefstem Grunde meines Herzens liebte und achtete.

Was meine Frau betrifft, so sprach sie kein großes Bedauern wegen der Erkältung zwischen ihr und ihrer Schwiegermutter aus. Nach gegenseitigem Uebereinkommen redeten wir nicht mehr über die Sache. Wir ließen uns in der Stadt nieder, wo Alicia schon früher gewohnt hatte, und richteten ein Logierhaus ein. Meine gütige Herrschaft hatte auf meine Bitte die jährliche Rente in ein festes Kapital verwandelt. Die Summe setzte uns in den Stand, ein gutes, wenn auch einfach möbliertes Haus zu eröffnen. Eine Zeitlang ging die Sache ganz gut. Ich war wirklich damals ein glücklicher Mann.

Mein Unglück begann mit der Wiederkehr jener Krankheitsfälle, die meine Mutter schon früher heimgesucht hatten. Der Doktor konnte mir auf meine Anfrage nicht vorenthalten, daß diesmal Ernstliches zu befürchten sei. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß ich oft draußen in unserem Landhause war, und ebenso erklärlich, daß ich mein Geschäft verlassen und es der Obhut meiner Frau anvertrauen mußte. Nach und nach bemerkte ich, daß sie eine andere gegen mich wurde. Als ich den Rüden gewandt hatte, machte sie Bekanntschaften von Männern zweifelhaften Charakters und schlechten Rufes. Eines Tages machte ich sogar die Bemerkung, daß sie getrunken haben müsse. Noch vor Ende der Woche war meine Befürchtung zur Wahrheit geworden. In dem Umgange mit Trunkenbolden hatte sie sich selber das Trinken angewöhnt.

Ich that Alles, was in meinen Kräften stand, um sie auf bessere Wege zurückzubringen. Ganz nutzlos. Ich kam zur Einsicht, daß sie niemals die Liebe erwidert hatte, die ich ihr zugetragen; ich hatte gar keinen Einfluß auf sie — ich konnte nichts für sie thun. Als meine Mutter von den traurigen Umständen hörte, beschloß sie zu versuchen, ob es ihr als Weib nicht möglich sein werde, Alicia von der Trunksucht zu heilen. Alt und krank, wie sie war, fand ich sie dennoch eines Tages angekleidet, um ihr Vorhaben in's Werk zu setzen.

»Ich werde nicht mehr lange auf dieser Welt sein, Francis?«, sagte sie, »und ich werde nicht ruhig sterben können, wenn ich nicht vorher Alles gethan habe, um dich als einen glücklichen Mann zurückzulassen. Ich will dich heute nach der Stadt begleiten und Alicia zu Herzen reden, wie es das Herz einer Mutter vermag.«

Wie konnte ich mich wohl dagegen auflehnen! Wir fuhren in einer kleinen halben Stunde nach der Stadt. Um ein Uhr erreichten wir mein Haus. Es war unsere Mittagsstunde, und Alicia in der Küche. So wurde es mir möglich, meine Mutter ruhig in die Stube zu bringen und meine Frau auf ihren Besuch vorzubereiten. Sie hatte bei der wenig vorgerückten Zeit noch nicht viel getrunken, und der Teufel in ihrer Seele war glücklicher Weise noch ziemlich zahm.

Alicia folgte mir in die Stube, und die Begegnung ging besser von Statten, als ich erwartet hatte, obgleich meine Mutter, trotz großer Selbstbeherrschung, dennoch einen Moment erschrak, als das gefürchtete Antlitz ihr wieder auf's Neue vor Augen trat. Als sie zu ihr redete, fühlte ich die Hand meiner Mutter in der meinen zittern. Es war eine große Erleichterung für mich, als Alicia ihre Anstalten zum Mittagessen traf. Sie deckte den Tisch, brachte den Brotkorb herein und schnitt für uns einige Stücke; dann kehrte sie in die Küche zurück. Als ich mich wieder zu meiner Mutter umwandte, bemerkte ich mit Entsetzen, daß ihr Antlitz mit derselben geisterhaften Blässe überzogen war, als an jenem Morgen, da ihr Alicia zum ersten Mal entgegentrat. Ehe ich ein Wort zu ihr sprechen konnte, sprang sie mit allen Zeichen des Entsetzens von dem Stuhl.

»Führe mich zurück, Francis,« sagte sie. »Nach Hause! Nach Hause! Komm mit zu mir und betritt dann nie wieder dieses Haus!«

Ich fürchtete mich, eine Erklärung zu verlangen. Ich konnte sie nur mit dem Blick ersuchen, ruhig zu sein, und führte sie langsam nach der Thür. Als wir bei dem Brotkorb vorüberkamen, der auf dem Tische stand, hielt sie einen Augenblick an und deutete auf ihn hin.

»Hast du gesehen, womit dein Weib das Brot geschnitten?« fragte sie.

»nein Mutter, ich gab nicht darauf Acht. Was war es?«

»Sieh!«

Ich blickte hin. Ein neues Klappmesser mit einer Hornschale lag neben den geschnittenen Brotscheiben. Ich streckte die Hand aus, um es in meinen Besitz zu bringen. In demselben Moment hörten wir ein Geräusch in der Küche, und meine Mutter faßte mich am Arm.

Das Messer aus dem Traum. Francis! Ein Schauer ergreift mich! Nimm mich mit dir, ehe sie zurückkommt!«

Meine Zunge war wie gelähmt. Ich konnte ihr weder antworten, noch sie trösten. Da jetzt der Aberglaube Gewalt über mich hatte, zog die gleiche Furcht durch meine Seele, als ich des Messers ansichtig geworden. Schweigend führte ich meine Mutter aus dem Hause und brachte sie heim.

Ich wollte ihr Lebewohl sagen, aber sie hielt mich zurück.

»Gehe nicht, Francis, bleibe hier!«

»Ich muß das Messer haben, Mutter! Ich muß zurück mit dem nächsten Zuge.«

Alle ihre Bitten konnten mich nicht von meinem Entschluß abbringen. Meine Frau hatte natürlich unsere heimliche Entdeckung bemerkt. Sie war wieder stark angetrunken und in der heftigsten Leidenschaft. Das Mittagessen lag in der Küche unter dem Heerd. Das Tischtuch war wieder abgenommen. Doch wo hatte sie das Messer?

Ich handelte thöricht genug, danach zu fragen. Sie weigerte sich, es mir zu geben. Aus dem Gespräch, das sich zwischen uns beiden darüber entspann, erfuhr ich, daß eine entsetzliche Geschichte sich an dieses Messer knüpfte; Es war vor Jahren zu einem Mord gebraucht, und dann so geschickt versteckt worden, daß die Polizei vergebens alle Mittel aufbot, um es zum Verhör herbeizuschaffen. Durch die Mithilfe einiger ihrer Freunde war es meinem Weibe gelungen, dieses Messer als Reliquie eines begangenen Verbrechens an sich zu kaufen. Ihre entartete Natur setzte einen entsetzlichen Stolz darein, das Messer ihr eigen zu nennen. Da ich sah, daß es auf offenem Wege unmöglich sein würde, mich in den Besitz desselben zu setzen, beschloß ich, es später im Geheimen zu versuchen. Es wollte mir aber nicht glücken. Die Nacht kam und ich verließ das Haus, um durch die Straßen zu gehen. Ich war so an Leib und Seele gebrochen, daß ich mich fürchtete, mit ihr unter einem Dache zu schlafen.

Drei Wochen vergingen. Immer wieder und wieder weigerte sie sich mir das Messer zu geben, und immer noch hielt mich die Furcht zurück, in demselben Zimmer mit ihr zu schlafen. Entweder brachte ich die Nacht auf der Straße zu, oder ich streckte mich in der Wohnstube auf die Bank, oder ich saß am Krankenbett meiner Mutter und wachte. Noch ehe die erste Woche des neuen Monats vergangen war, traf mich das größte Unglück von allen, die mich bis jetzt heimgesucht hatten. Meine Mutter starb. Es war nur noch kurze Zeit bis zu meinem Geburtstage. Es gehörte zu ihren letzten Wünschen, noch so lange leben zu dürfen. Er ging nicht in Erfüllung. Ich war bei ihrem Tode gegenwärtig.

Geh' nicht zurück, mein Sohn! Geh' nicht zurück zu ihr!«

Dann hauchte sie ihre Seele aus. Ich konnte ihr leider nicht zu Willen sein, ich mußte ja zurück, und wenn es nur geschah, auf mein Weib Acht zu geben. In den letzten Tagen der Krankheit meiner Mutter hatte Alicia's häßlicher Charakter mir einen neuen Schmerz hinzugefügt, indem sie den bestimmten Wunsch äußerte, beim Begräbnis zugegen sein zu wollen. Ich konnte reden, ich konnte bitten, wie ich wollte, — sie blieb bei ihrem Vorsatz. Als der Tag der Bestattung herangekommen war, nahm sie, total betrunken und in vollster Schamlosigkeit, meinen Arm und schwur, unter allen Umständen dem Sarge meiner Mutter folgen zu wollen.

Dieser letzte Schimpf, nach allen, die sie mir bereits angethan, war mehr, als ich ertragen konnte. Er machte mich wahnsinnig. Ich schlug sie. —

In dem Augenblicke, als der Schlag gefallen, bereute ich ihn. Sie drückte sich schweigend in eine Ecke des Zimmers und sah mich fest an. Es war ein Blick, der mein erhitztes Blut sofort in Eis verwandelte. Jetzt eine Versöhnung anzubahnen, wäre ganz nutzlos gewesen. Ich konnte nur riskieren, noch Schlimmeres hervorzurufen, deshalb schloß ich sie in unser Schlafzimmer ein und verließ das Haus. Als ich zurückkam und meine Mutter in's Grab gelegt hatte, fand ich sie am Bett sitzen. Sie hatte ein Bündel auf dem Schoß, und schien mir in Blick und Wesen gänzlich verändert. Sie sah mich ruhig an; sie sprach zu mir ohne Aufregung, aber mit einem so unheimlichen Ausdruck der Züge, daß mir ein Schauer durch die Glieder ran.

»Ich bin noch niemals von einem Manne geschlagen worden«, sagte sie, »meinem Gatten darf ich keine fernere Veranlassung dazu geben. Oeffne die Thür und lasse mich hinaus!«

Ich that es, und sie verließ das Zimmer. Ich sah sie die Straße hinuntergehen und um die nächste Ecke verschwinden. Hatte sie mich

gutwillig verlassen?

Ich wachte und wartete die ganze Nacht. Kein weiblicher Schritt näherte sich dem Hause. In der nächsten Nacht, von Müdigkeit übermannt, legte ich mich angezogen zu Bett, die Thür verschlossen, den Schlüssel auf dem Tisch, das brennende Licht daneben. Mein Schlummer wurde nicht gestört. Die dritte, vierte, fünfte, sechste Nacht vergingen, ohne daß etwas passiert wäre. In der siebenten Nacht, noch immer fürchtend, daß sie zurückkommen könne, legte ich mich abermals angekleidet nieder, — mit denselben Vorsichtsmaßregeln, wie ich sie früher getroffen.

Diesmal blieb meine Ruhe nicht ungestört. Ich erwachte zweimal, aber ohne Gefühl von Unbehaglichkeit. Das dritte Mal aber fühlte ich wieder jenen seltsamen Schauer, eines bange Gefühl um's Herz herum, das ich in jener Nacht in dem einsamen Gasthause empfunden. Ich erwachte und schlug die Augen auf. Meine ersten Blicke fielen nach der linken Seite des Bettes, und da stand und starrte mich an — wiederum das Traumweib? Nein! Meine Frau! Das l e b e n d e Weib, mit dem Antlitz aus dem Traum, in der Stellung aus dem Traum, mit erhobenem Arm, mit dem gezückten Messer in der kleinen Hand!

Sofort sprang ich aus dem Bett, aber nicht schnell genug, um sie daran verhindern zu können, daß sie ihr Messer versteckte. Ohre ein Wort von mir, ohne einen Schrei von ihren Lippen drückte ich sie in einen Stuhl. Mit der andern Hand streifte ich den weiten Aermel ihres Kleides auf, und dort, wo auch das Traumweib die Waffe verborgen, entdeckte ich das entsetzliche Messer mit der Hornschale und der blitzenden Klinge.

Was ich bei dieser Entdeckung fühlte, kann ich auch noch heute nicht mit Worten beschreiben. Das Messer jetzt in m e i n e r Hand haltend, blickte ich ihr voll in's Antlitz.

»Du wolltest mich tödten!« sagte ich.

»Ja!« antwortete sie. »Ich wollte Dich; tödten!« Dann kreuzte sie die Arme über ihrer Brust und sah mich kalt an.

»ich werde es dennoch thun«, sagte sie, »und zwar mit diesem Messer!«

Ich weiß nicht, was in diesem Augenblick in mir vorging. Ich schwöre Ihnen, daß ich kein Feigling bin, und dennoch handelte ich feig, und der Schrecken hielt mich in seinem kalten Atem. Ich konnte sie nicht ansehen, konnte nicht zu ihr reden. Ich verließ sie, und, das Messer in der Hand, ging ich hinaus in das Dunkel der Straße.

Ein trauriger und klagender Wind pfiß durch die Stadt, und ein regenankündender Geruch durchathmete die Luft. Als ich die letzten Häuser der Stadt erreichte, schlugen die Kirchturmuhren ein Viertel. Ich fragte den ersten mir beagenden Konstabler, zu welcher Stunde dies Viertel gehöre.

Der Mann zog seine Uhr und antwortete:

»Es ist ein Viertel auf Zwei.«

Was für ein Tag war es denn, der so eben begonnen? Ich begann zu rechnen, indem ich mit dem Sterbetage meiner Mutter den Anfang machte. Das Einverständnis zwischen Traum und Wahrheit war wieder hergestellt, — ich feierte meinen Geburtstag.

War ich der Lebensgefahr entflohen, wie der Traum mir weissagte? Oder hatte ich nur eine zweite Warnung erhalten?

Indem dieser Zweifel durch meine Seele zog, hielt ich mit Weitergehen inne. Die frische Luft hatte mich wieder zu mir selbst gebracht, die Furcht fing an von mir zu weichen. Bei weiterer Ueberlegung begann ich vollkommen einzusehen, daß es Unrecht von mir gewesen, mein Weib gehen zu lassen, wohin es wollte, es thun zu lassen, was ihm beliebt. Ich kehrte sofort um und trat den Rückweg nach meinem hause zu.

Es war noch dunkel. Ich hatte das Licht in meinem Schlafzimmer brennen lassen. Als ich nach dem Fenster empor sah, war es finster. Ich näherte mich langsam der Haustür. Bei meinem Wegehen erinnerte ich mich, sie verschlossen zu haben, — jetzt fand ich sie offen.

So blieb ich vor meinem Hause stehen, bis der Tag anbrach. Dann erst wagte ich einzutreten, hörte, hörte aber nichts, durchsuchte Küche, Keller, die Zimmer, und fand alles leer. Zuletzt stieg ich zum Schlafzimmer empor. Kein Mensch!

Auf dem Flur lag ein Dietrich, der es mir erklärte, wie mein Weib in der Nacht hineingekommen. Und das war die einzige Spur, die ich von dem Traumweibe entdecken konnte.

Ich wartete im Hause, bis die Straße belebt wurde, dann ging ich, um einen Rechtsanwalt zu befragen. In der Verwirrung, welche meinen armen Kopf und mein ganzes Wesen in Besitz genommen hatte, war ich mir noch nicht recht klar, was ich eigentlich thun wollte. Hauptsächlich beschäftigte mich der Gedanke, mein Haus zu verkaufen und die Stadt zu verlassen. Es fanden sich aber Hindernisse, auf die ich nicht gerechnet hatte. Der Rechtsanwalt erzählte mir, es hätten sich Gläubiger gefunden, die ich erst befriedigen müsse, ehe ich ginge, Gläubiger für mich, der ich pünktlich jede Woche meiner Frau das Geld gegeben, welches zur Bestreitung unserer Bedürfnisse nötig war. Weitere Nachfrage ergab, daß sie Alles bis auf den letzten Pfennig verschleudert habe. Es blieb mir nichts Anderes übrig, als noch einmal zu bezahlen. In dieser unangenehmen Situation war es mein erstes Bestreben, mit Hilfe des Rechtsanwalts meine Verhältnisse zu arrangieren. Während meines gezwungenen Aufenthalts in der Stadt beging ich leider zwei Thorheiten, und in deren Folge vernahm ich noch einmal und zum letzten Male etwas von meinem Weibe. Meine erste Thorheit war die, daß ich, einmal im Besitz des Messers, es fortwährend in meiner Tasche trug, und meine zweite Thorheit bestand darin, daß ich einen nothwendigen Besuch bei meinem Rechtsanwalt, allein, spät Abends und zu Fuß machte. Hin kam ich gut genug; auf dem Heimwege aber wurde ich von zwei Männern angefallen, in einem dunkeln Durchgang zu Boden geworfen und nicht allein meiner geringen Baarschaft, sondern auch meines Messers beraubt. Der Rechtsanwalt meinte, und ich mußte ihm beistimmen, daß die Diebe zu den schlechten Bekanntschaften meiner Frau gehört hätten und daß ich auf ihren Antrieb von ihnen überfallen worden sei. Als Beweis dieser Thatsache erhielt ich am nächsten Tage einen Brief von Alicia's Hand, ohne Datum und ohne Angabe ihrer Adresse. Die erste Zeile belehrte mich, daß das Messer wieder in ihrem Besitz sei. Die zweite Linie nannte mir den Tag, an welchem ich sie geschlagen hatte. Die dritte Zeile zeigte mir an, daß sie die Schmach in meinem Blute abwaschen werde und wiederholte die Worte: »Ich werde es mit dem Messer thun.«

Alle diese Dinge ereigneten sich vor einem Jahre. Die Männer, welche mich im Dunkeln angefallen hatten, wurden von der Hand des Gesetzes ergriffen, aber von jenem Datum bis dem heutigen ist es der Polizei nicht gelungen, meines Weibes habhaft zu werden.

Meine Geschichte ist erzählt. Als ich die Gläubiger und die Gerichtskosten bezahlt hatte, blieben mir von dem Verkauf meines Hauses kaum fünf Pfund Sterling übrig, und ich sah mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, wieder von vorn anzufangen. Vor sechs Monaten ungefähr kam ich nach längerem Umherwandern nach Underbridge. Dem Wirth war früher meine Familie bekannt gewesen; er gab mir, was er zu geben hatte, meine Nahrung und den Aufenthalt im Stall. Die Markttag ausgenommen, ist hier nichts zu thun. Im nächsten Winter wird das Gasthaus geschlossen, und ich werde wieder auf mich selbst angewiesen sein. Meine alte Herrschaft würde mir helfen, wenn ich mich an sie wendete, aber ich mag das nicht! Sie hat schon mehr gethan, als ich es verdiene. Außerdem, wer weiß, ob das nächste Jahr

nicht allen meinen Leiden ein Erde machen wird. In den nächsten Winter fällt wieder mein Geburtstag, und mein Geburtstag wird auch mein Todestag sein. Es ist wahr, ich saß die ganze Nacht auf, ich hörte die zweite Morgenstunde schlagen, und nichts ereignete sich. Dennoch vermag ich nicht, meiner nächsten Zukunft ruhig entgegen zu sehen. Mein Weib hat das Messer, und mein Weib sucht nach mir! Ich will gerade nicht sagen, daß ich an Träume glaube, ich sage nur, daß Alicia Warlock mich sucht. Mag sein, daß ich mich täusche; ich kann aber auch Recht haben. Die Zeit wird's lehren.



Dritte Erzählung.

Die Geschichte des Hausknechts, fortgesetzt von Percy Fairbank.

An der Thür von Farleigh Hall nahmen wir Abschied von Francis Raven, mit dem Bemerkten, daß er wieder von uns hören sollte.

Dieselbe Nacht hatte ich in der Zurückgezogenheit unseres Zimmers ein Zwiegespräch mit Mrs. Fairbank. Der Gegenstand war natürlich die Geschichte des Hausknechts, und die Unterhaltung zwischen uns drehte sich um das Maß barmherziger Pflicht, das wir glaubten ihm schuldig zu sein.

Was mich betrifft, so muß ich gestehen daß ich die Sache ziemlich oberflächlich nahm. Nach meiner Ansicht hatte Francis Raven so lange über den geheimnisvollen Zusammenhang mit seinem seltsamen Traum und seinem niederträchtigen Weibe gebrütet, bis sein Gemüth in einen Zustand des Wahns gekommen war, den er nicht mehr von der Wirklichkeit zu unterscheiden vermochte. Ich war gern bereit, ihm mit einer kleinen Summe unter die Arme zu greifen und ihn der Obhut meines Rechtsanwalts zu empfehlen, im Falle er seiner Hilfe und seines Rathes bedürfen sollte. Damit hatte mein Interesse für den unglücklichen Menschen sein Ende erreicht. Dieser gerade nicht sehr gefühlvollen Ansicht gegenüber ging Mrs. Fairbank's romantisches Temperament sofort wieder ins Extrem über.

»Wie? Ich sollte nicht mehr daran denken, was sich an Francis Raven's Geburtstage ereignen könnte?« sagte meine Frau. »Das hieße ebenso viel, als seiner wunderbaren Geschichte die letzten Kapitel nehmen. Ich bin fest entschlossen, Percy, ihn als Reitknecht mit uns zu nehmen, wenn wir nach Frankreich zurückkehren. Was thut es unserem Reichthum, wenn ein Mann mehr oder weniger sich in den Ställen herumtreibt?«

In diesen Fantasien erging sich die Gefährtin meiner Freuden und Sorgen weiter und weiter, vollständig unempfindlich gegen Alles, was meine Vernunft dagegen einwarf. Habe ich nötig, meinen verheiratheten Brüdern zu gestehen, wie die Geschichte endete? Im Anfang ließ ich freilich Alles über mich ergehen und ermuthigte mich sogar zu einigen scharfen Worten. Was war die Folge davon? Mein Weib drehte mir auf dem ehelichen Lager den Rücken und benetzte ihr Kissen mit Thränen. Lange kann ich so etwas nicht anhören; ich bat um Entschuldigung, und sie nahm dieselbe gütigst an.

Noch vor Ende der Woche ritten wir nach Underbridge hinüber und boten Francis Raven eine Stelle bei uns als überzähliger Reitknecht.

Am Anfang schien der arme Kerl die Wendung seines Glückes kaum begreifen zu können, dann aber nahm er das Anerbieten dankbar und bescheiden an. Mrs. Fairbank's Sympathien für ihn flossen, wie gewöhnlich, überströmend von ihren Lippen. Sie erzählte ihm von unseren Gütern in Frankreich als wenn der alte grauhaarige Hausknecht ein kleines Kind gewesen wäre.

»Solch liebes, altes Haus, Francis, und so hübsche Gärten! Ställe, zehnmal größer und schöner, als Eure Ställe hier! Und zwei Zimmer ganz für Sie allein. Sie müssen sich nun auch den Namen unseres Hauses merken, es heißt »Maison rouge.« Unsere nächste Stadt ist Metz. Bis zum Ufer der Mosel ist nur ein Spaziergang, und wenn wir uns eine kleine Abwechslung bereiten wollen, brauchen wir nur einige Meilen zu fahren, dann sind wir in Deutschland.«

Francis, der so lange ruhig und mit Neugierde zugehört hatte, wechselte plötzlich die Farbe, als meine Frau den Namen »Deutschland« aussprach.

»Deutschland?« wiederholte er.

»Ja! Erinnert Sie das an etwas?«

Des Hausknechts Augen senkten sich trübe zu Boden, »Deutschland erinnert mich an mein Weib«, sagte er.

»Wirklich? Und wie das?«

»Sie erzählte mir einst, daß sie in Deutschland gelebt, lange bevor ich sie kannte, als sie noch ein junges Mädchen war.«

»Wohnte sie etwa bei Verwandten oder Freunden?«

»Nein, sie war Gouvernante in einer vornehmen Familie.«

»In welchem Theile Deutschlands war das?«

»Ich weiß nicht mehr, Madame; vielleicht hat sie es mir auch nicht gesagt.«

»Nannte sie nicht den Namen der Familie?«

»Ja, Madame. Aber es war ein fremder Name, der längst meinem Gedächtnis entschwunden ist. Das Haupt der Familie war ein Besitzer großer Weinberge. Weiter weiß ich nichts mehr.«

»Wissen Sie nicht, welche Sorte von Wein er baute? In unserer Nachbarschaft sind ebenfalls Weinberge. War es vielleicht Moselwein?«

»Ich weiß nicht, Madame; ich weiß nicht, daß ich es je gehört.«

Hier endete die Unterhaltung. Wir versprachen Francis Raven, ihn mitzunehmen, wenn wir England verlassen würden, und sagten ihm Lebewohl.

Ich traf meine Anstalten, bei allen benachbarten Freunden Abschiedsbesuche zu machen und dann im Sommer nach Maison rouge zurückzukehren. Im Begriff, letzteren Vorsatz auszuführen, traten jedoch einige Hindernisse ein, welche durch meine Besitzungen in Irland veranlaßt worden waren. Die Ordnung derselben zwang mich, meinen Plan zu ändern. Anstatt im Sommer nach Frankreich zurückzukehren, langten wir erst ein oder zwei Wochen vor Weihnachten dort an. Francis Raven hatte uns begleitet und wurde meiner übrigen Dienerschaft als überzähliger Reitknecht feierlich vorgestellt.

Es währte gar nicht lange, so gewannen die Einwürfe, die ich meiner Frau wegen seiner Mitnahme gemacht hatte, die Oberhand, und Unannehmlichkeiten aller Art waren die Folge davon. Francis Raven verstand es nicht, sich mit seinen Kameraden auf einen guten Fuß zu stellen. Sie waren alle Franzosen, und keiner von ihnen verstand englisch. Francis seinerseits hatte keine Ahnung vom Französischen. Sein zurückhaltendes Wesen, sein melancholisches Temperament, seine einsamen Gänge, Alles sprach gegen ihn. Unsere Diener nannten ihn nur: »Der englische Bär.«

Bald war er in der ganzen Nachbarschaft unter diesem Spitznamen bekannt. Es gab Zankereien, die zuletzt in Thätlichkeiten ausarteten. Jetzt wurde es selbst Mrs. Fairbank klar, daß eine weise Aenderung getroffen werden mußte. Während wir noch darüber nachdachten, wie diese zu bewerkstelligen sei, begegnete dem armen Francis Raven ein neues Unglück. Von seinem nicht ruhenden Mißgeschick verfolgt, traf ihn bei seiner Beschäftigung im Stall der Hufschlag eines Pferdes und zerbrach ihm ein Bein. Er wurde zu Bett gebracht und der Sorge unseres Hausarztes anvertraut. Als sein Geburtstag heranrückte, lag er noch darnieder.

Körperlich ging es ihm so leidlich, aber mit seinem geistigen Zustande war der Arzt nicht zufrieden. Francis Raven litt, ohne daß er selber es wußte, an einer geistigen Störung, die so weit ging, daß sie ihm die nächtliche Ruhe raubte. Als der Arzt mir die Mittheilungen machte, hielt ich es für meine Pflicht, ihm haarklein zu erzählen, welche Last das Gemüth des Kranken bedrückt. Als ein praktischer Mann theilte der Doctor meine Meinung dahin, ebenfalls anzunehmen, daß der Kranke die Traumerscheinung und sein Weib in einem Fieberwahne durcheinandermischt.

»Die Sache ist aber zu heilen«, fügte er hinzu, »wenn es uns gelingt, ein Experiment mit ihm zu machen.«

»Und welches wäre da?«

Statt der Antwort richtete der Arzt eine Frage an mich.

»Wissen Sie vielleicht«, sagte er, »daß dies Jahr ein Schaltjahr ist?«

»Mrs. Fairbank sprach gestern davon«, antwortete ich, »sonst würde ich wohl nicht daran gedacht haben.«

»Glauben Sie, daß Francis Raven es ebenfalls weiß?«

Ich begann zu ahnen, wo der Arzt hinaus wollte.

»Das hängt davon ab«, entgegnete ich, »ob er einen englischen Kalender mitgebracht hat. Wenn dies nicht der Fall ist, was dann?«

»Dann«, fuhr der Doktor fort, »wird Francis Raven die Existenz eines neunundzwanzigsten Tages im Februar nicht für möglich halten. Was wird die notwendige Folge hiervon sein? Er wird die Traumerscheinung des Weibes mit dem Messer um zwei Uhr Morgens am neun und zwanzigsten Februar, anstatt am 1. März erwarten. Lassen wir ihn daher alle seine abergläubischen Schrecken an einem falschen Tage erleiden. Dann wird er an seinem wirklichen Geburtstage eine ebenso ruhige Nacht und einen ebenso gesunden Schlaf haben, als jeder andere Mensch ihn um zwei Uhr Morgens genießt. Und dann, wenn er zur gewöhnlichen Stunde erwacht, wollen wir ihn seines Wahnes wegen ausschelten und ihm die Wahrheit erzählen.«

Ich stimmte dem Experiment bei, bat den Arzt, Mrs. Fairbank wegen des Schaltjahres Vorsicht anzuempfehlen, und begab mich zu den Ställen, um Francis Raven zu besuchen.

Der arme Kerl war voller Befürchtung wegen seines nahe bevorstehenden Geburtstages am ersten März. Er bat mich inständig, einem meiner Diener anzubefehlen, daß er in jener verhängnisvollen Nacht bei ihm wachen möge. Indem ich ihm dies zugestand, forderte ich ihn auf, mir zu sagen, auf welchen Tag der Woche sein Geburtstag fiel. Er zählte an den Fingern und bewies mir vollständig seine Unkenntnis des Schaltjahres dadurch, daß er den neunundzwanzigsten Februar nannte, in der vollen Ueberzeugung, daß es der erste März sei. Natürlich ließ ich ihn, laut der Vorabredung mit meinem Doktor, in seinem Irrthum. Diese Handlung von mir war der erste Schritt blindlings zu dem letzten Akt des Dramas von des Hausknechts Traum.

Der nächste Tag brachte mir eine kleine häusliche Unannehmlichkeit, welche allerdings indirekt, aber eben deshalb um so seltsamer sich mit der Schlußentwicklung der Geschichte in Verbindung setzte.

Meine Frau erhielt einen Brief, welcher uns zur Feier der silbernen Hochzeit von zwei lieben deutschen Nachbarn, Herrn und Frau Beltheimer, einlud. Herr Beltheimer war ein großer Weinbergsbesitzer an den Ufern der Mosel. Seine Wohnung lag jenseits der französischen Grenze auf deutschem Boden, und die Entfernung derselben von uns war so beträchtlich, daß wir uns nicht anders einrichten konnten, als die Nacht bei ihm zu bleiben. Diese Umstände in Betracht ziehend, stellte es sich heraus, daß, wenn wir die Einladung annahmen, wir nicht zum Morgen des ersten März in Maison rouge zurück sein konnten. Mrs. Fairbank, mit eiserner Konsequenz an ihrem Entschluß festhaltend, mit eigenen Augen die Schicksale Francis Raven's in seiner Geburtagsnacht belauschen zu wollen, war sofort mit ihrem Entschlusse bei der Hand, die Einladung abzulehnen.

»Es ist ja leicht eine Entschuldigung zu finden«, sagte sie in ihrer freien und offenen Manier.

Was mich betrifft, so konnte ich in diesem Punkte nicht ganz ihrer Ansicht sein. Die feierliche Begehung einer silbernen Hochzeit in Deutschland ist gleichbedeutend mit der Feier einer fünfundzwanzigjährigen glücklichen Ehe, und die Einladung zu diesem Fest klingt beinahe ebenso befehlshaberisch, wie eine königliche Order. Nach einer ziemlich langen Besprechung, in welcher ich den Willen meiner Frau, wie immer, unbesiegt fand, und zugleich mit dem Gefühl in der Brust, daß eine

Absagung für uns Beide unsere deutschen Freunde beleidigen müsse, machte ich meiner Frau den Vorschlag, die Entschuldigung für sie selbst zu überbringen und vorläufig die Einladung für uns Beide anzunehmen. Indem ich also handelte, that ich den zweiten Schritt blindlings zu dem letzten Akte des Dramas von des Hausknechts Traum.

Eine Woche verstrich. Die letzten Tage des Februar waren vor der Thür, da ereignete sich eine zweite Unannehmlichkeit, welche sich ebenfalls seltsamer Weise mit dem nahenden Ende in Verbindung setzte.

Mein erster Reitknecht hieß Joseph Rigobert. Er war ein Mensch von ziemlich übler Aufführung, eitel und stolz auf seine äußere Erscheinung und durchaus nicht wählerisch in dem Umgange mit dem weiblichen Geschlecht. Seine einzige Tugend war die, daß er mit Pferden umzugehen verstand, und die Thiere liebte, die er unter seiner Obhut hatte. Mit einem Wort, er war ein zu guter Diener, um leicht ersetzt werden zu können; sonst würde ich ihn schon lange entlassen haben. Zu der häuslichen Unannehmlichkeit, deren ich vorhin Erwähnung that, war er insofern die Veranlassung, als mein Haushofmeister ihn mir als faul und unordentlich gemeldet hatte. Die Hauptanschuldigung bestand darin, daß er an jenem Tage in Metz in der Gesellschaft eines, wahrscheinlich englischen, Frauenzimmers gesehen worden sei, die er in einem Gasthause traktierte, anstatt mehrere Stunden früher nach Maison rouge zurück zu sein. Die Entschuldigung des Manns war folgende. Die »Dame«, wie er sie nannte, war eine fremde Engländerin, die, unbekannt in der Stadt, ihn um Rath gefragt und ihn so lange aufgehalten habe. Ich ließ ihm den nothwendigen Verweis zukommen, mischte mich aber nicht tiefer in die Sache. Indem ich dies unterließ, that ich den dritten Schritt blindlings zu dem letzten Akt des Dramas von des Hausknechts Traum.

Am Abend des achtundzwanzigsten Februar theilte ich den Stallbedienten mit, daß Einer von ihnen an Francis Raven's Bett wachen müsse. Joseph Rigobert meldete sich sofort freiwillig, unzweifelhaft, um sich meine Gunst wieder zu erwerben. Ich nahm sein Anerbieten an.

An jenem Tage war der Doktor bei uns zum Mittag. Gegen Mitternacht verließen er und ich das Rauchzimmer, um Francis Raven einen Besuch abzustatten. Rigobert war auf dem Posten, aber mit einem widerwärtigen Ausdruck seiner Züge. Franzose und Engländer hatten sich augenscheinlich wieder miteinander entzweit. Francis Raven lag hilflos in seinem Bett und wartete schweigend auf den Morgen und das Traumweib.

»Ich bin gekommen, Dir gute Nacht zu sagen, Francis«, redete ich ihn gütig an. »Morgen früh werde ich noch einmal zu Dir kommen, ehe ich eine kleine Reise antrete.«

»Vielen Dank für alle Ihre Güte, Herr — morgen früh werden Sie mich nicht mehr lebend vorfinden. Diesmal wird sie kommen. Denken Sie an meine Worte. Diesmal wird sie kommen.«

»Mein guter Kerl«, tröstete ich ihn, »sie hat Dich in England nicht gefunden, wie sollte sie Dich in Frankreich aufgespürt haben?«

»Ich weiß es sicher und bestimmt, Herr, daß sie mich hier finden wird. Um zwei Uhr Morgens an meinem Geburtstage werde ich sie wiedersehen, und zwar zum letzten Mal.«

»Glaubst Du, daß sie Dich, töten wird?«

»Das glaube ich, Herr, sie wird mich tödten — mit dem Messer«

»Wenn aber Rigobert bei Dir wacht und Dich beschützt?«

»Ich bin verurtheilt! Nicht fünfzig Rigobert's würden den Tod von mir abwenden.«

»Und dennoch verlangtest Du Jemand, der bei Dir wachte?«

»Nur Schwachheit, Herr, ich möchte nicht gern allein sterben.«

Ich blickte den Arzt an. Wenn er mich nur durch eine Miene ermutigt hätte, so würde ich gewiß aus reinem Mitgefühl Francis Raven den Streich mitgetheilt haben, den wir ihm spielen wollten. Der Arzt hielt aber an seinem Experiment fest; seine Miene sagte mir »nein!«

Am nächsten Tage, den 29. Februar, war die silberne Hochzeit. Mein erster Gang am Morgen war nach Francis Raven's Zimmer. Rigobert begegnete mir in der Thür.

»Hat sich in der Nacht etwas ereignet?« fragte ich.

»Er sagte Gebete her und fürchtete sich vor Gespenstern?« antwortete Rigobert. »Ein Irrenhaus wäre der geeignete Ort für ihn.«

Ich trat an sein Bett.

»Nun, Francis, da bist Du ja gesund und munter, obgleich Du mir gestern Uebeles verkündetest.«

Seine Augen hefteten sich auf mich, wie wenn sie ein eigenthümliches Staunen ausdrücken wollten.

»Das verstehe ich nicht,« sagte er.

»Hast Du nichts von Deiner Frau gesehen, als es zwei schlug?«

»Nein, Herr!«

»Und es hat sich überhaupt nichts ereignet!?«

»Durchaus nichts, Herr!«

»Sollte Dir das nicht als Beweis dienen, daß Du Dich im Irrthum befandest?«

Seine Augen behielten den leeren, verwunderten Ausdruck bei; er wiederholte nur die Worte, die er zuletzt gesprochen.

»Das verstehe ich nicht.«

Ich machte einen letzten Versuch, ihn aufzuheitern.

»Sei vernünftig, Francis,« sagte ich, »in vierzehn Tagen wirst Du aufstehen können.«

Er schüttelte das Haupt auf seinem Kissen.

»Da ist ein Irrthum vorgekommen, sagte er, »ich verlange ja nicht, daß Sie mir glauben, Herr, aber es ist gewiß und wahrhaftig ein Irrthum vorgekommen. Die nächste Zukunft wird es zeigen.«

Ich verließ das Zimmer. Eine halbe Stunde später brach ich auf, um Herrn Beltheimer zu besuchen. Die Anordnungen für den Morgen des ersten März überließ ich meiner Frau und dem Doktor.

Das einzige Interessante, was mir auf der silbernen Hochzeit passierte, ist auch das einzig Nothwendige, was hier erwähnt werden soll. Bei dieser frohen Gelegenheit fiel nämlich eine vornehme Dame in Ohnmacht, und diese vornehme Dame war keine Andere, als die Heldin des Festes, die Herrin des Hauses. Nach dem Diner sprach ich mit Herrn Beltheimer's ältestem Sohne über den Zustand seiner Mutter. Als ein alter Freund seiner Familie hatte ich ein Recht auf sein Vertrauen, welches der junge Mann auch gern anerkannte.

Hier ist etwas recht Unangenehmes vorgekommen«, sagte er, und meine Mutter hat noch nicht den peinlichen Eindruck überwunden, den jener Vorfall auf ihr Gemüth machte. Vor Jahren, als meine Schwestern noch kleine Mädchen waren, hatten wir eine englische Gouvernante im Hause; sie verließ uns unter dem Vorwande, daß sie sich verheirathen wollte. Wir hörten nichts mehr von ihr, bis meine Mutter ungefähr vor zehn Tagen einen Brief erhielt, in welchem die gewesene Gouvernante in brennenden Farben ihre Armuth und ihre Verzweiflung schilderte. Nach vielem Zögern hätte sie endlich auf den Rath einer ihr wohlwollenden Dame es gewagt, an ihre frühere Herrschaft zu schreiben und sich ihrer gütigen Erinnerung zu

empfehlen. Sie kennen meine Mutter. Sie ist nicht allein die gutmüthigste, sondern auch die ahnungsloseste aller Frauen. Wenn sie Jemand einen ihrer früheren Bekannten als schlecht schildern hörte, würde sie es niemals glauben. Sie antwortete daher mit umgehender Post, daß die Gouvernante zu ihr kommen solle, und legte da Reisegeld bei. Als mein Vater nach Hause kam und vernahm, was vorgegangen, schrieb er sofort an seinen Agenten in London und bat ihn um nähere Auskunft über die Gouvernante, deren Adresse er hinzufügte. Ehe des Agenten Antwort aber eintraf, war die Gouvernante schon da. Sie machte den allerschlechtesten Eindruck auf ihn, und als nun auch einige Tage später das Schreiben des Agenten kam, wurde sein Verdacht nur bestätigt.

Seit wir sie aus dem Gesicht verloren, hatte die frühere Lehrerin ein sehr tadelnswertes Leben geführt. Mein Vater sprach mit ihr unter vier Augen und bot ihr unter der Bedingung, daß sie das Haus verlassen wolle, behufs ihrer Rückkehr nach England eine nicht unbedeutende Summe Geldes. Wenn sie sich weigern sollte, dasselbe anzunehmen, stellte er ihr die Alternative, daß er sich an die Gerichte wenden werde. Sie nahm ohne Widerspruch das Geld und verließ unser Haus. Auf ihrer Rückkehr nach England scheint sie sich in Metz aufgehalten zu haben. Sie können sich einen Begriff davon machen, zu welcher Klasse von Frauenzimmern sie gehörte, wenn ich Ihnen sage, daß sie eines Tages in Metz mit Ihrem sauberen Reitknecht Rigobert gesehen wurde, der sie in eine Kneipe führte.

Nach diesem Bericht wurde meine Erinnerung sofort wach. Ich rief, mir in's Gedächtnis zurück, daß Francis Raven einst erwähnt habe, seine Frau sei früher Gouvernante in einer deutschen Familie gewesen. Dies Ereignis hatte mit jener Aeußerung höchstwahrscheinlich einen inneren Zusammenhang.

»Wie hieß das Frauenzimmer?« fragte ich.

»Alicia Warlock«, antwortete der älteste Sohn des Herrn Beltheimer.

Bei Nennung dieses Namens hatte ich nur einen Gedanken, und zwar den ohne einen Augenblick Zeitverlust nach Hause zurückzukehren. Es war zehn Uhr Abends, der letzte Zug bereits abgelassen. Ich kam mit meinem jungen Freunde überein, daß ich mit dem ersten Morgenzuge das gastliche Dach seines Vaters verlassen wollte, ehe die anderen Gäste erwacht seien.

Ich konnte nur wenig schlafen. Mich quälten die Gedanken, was unterdes in Maison rouge vorgegangen sein mochte, und als ich schon unterwegs war, drängte sich mir wieder und immer wieder die Frage auf: wie ist diesmal der Morgen des ersten März vergangen? Wie der Abend es bewies, hatte nur eine Person in meinem Hause Kenntnis davon, was in meinem Stallgebäude an Francis Raven's Geburtstagsmorgen vorgegangen war. Ich will nun Joseph Rigobert für mich erzählen lassen, was er einige Wochen später seinem Rechtsanwalt und mir mitgetheilt hat.

Vierte Erzählung.

Die Aussage von Joseph Rigobert, an seinen Vertheidiger gerichtet.

Geehrter Herr! Am siebenundzwanzigsten Februar wurde ich von meiner Herrschaft in Geschäften nach Metz geschickt. Auf der öffentlichen Promenade begegnete ich einem wunderschönen Frauenzimmer; sie war eine Blondine und von Geburt Engländerin. Wir bewunderten stillschweigend einander und kamen dann in eine Unterhaltung. Sie sprach französisch, mit englischem Accent. Ich forderte sie auf, mit mir in ein Gasthaus zu gehen, und sie nahm die Einladung an. Unser Zusammensein war ebenso lang, als im höchsten Grade interessant. Wir machten die gegenseitige Entdeckung, daß wir für einander geschaffen seien. Wo lag da der Tadel?

Ist es mein Fehler, daß ich ein schöner Mann bin? Daß mich die Weiber gern sehen? Ist es ein Verbrechen, wenn man ein weiches und gefühlvolles Herz hat? Ich frage noch einmal: wo liegt da der Tadel? Alles reine Natur und Natürlichkeit!

Doch nun zur Sache.

Selbst der hartherzigste Mensch wird es begreifen, daß zwei Leute, die für einander geschaffen waren, sich nicht von einander, trennen konnten, ohne ein Wiedersehen verabredet zu haben.

ich verschaffte dem schönen Weibe in einem benachbarten Dorfe von Maison rouge ein Unterkommen. Außerdem versprach sie mir die Ehre ihrer Gesellschaft in der Nacht vom neunundzwanzigsten. Sie wollte mich in meinem Zimmer zum Abendbrot besuchen. Damit wir nicht behorcht würden, setzten wir die elfte Stunde fest, eine Zelt, in welcher die anderen Diener bereits zu Bett gegangen waren. Unter den Reitknechten und Stallbedienten befand sich ein Engländer, der in Folge eines gebrochenen Fußes das Bett hüten mußte. Sein Name war Francis. Seine Manieren waren abstoßend; er verstand nur seine Muttersprache. Wir nannten ihn nur bei seinem Spitznamen »der englischer Bär«. Seltsam genug, daß er trotz dieser rauhen Außenseite ein großer Günstling unseres Herrn und namentlich unserer Herrin war. Sie gefielen sich selbst darin, sich mit seinen abergläubischen Schreckbildern zu beschäftigen, Schreckbildern, denen ich ein vorgeschrittener Freidenker nicht den geringsten Glauben schenken konnte.

An dem Abende des achtundzwanzigsten war der Engländer wieder mehr denn je diesen Beängstigungen unterworfen und verlangte deshalb, daß einer seiner Kameraden nur diese eine Nacht bei ihm wachen solle. Der Wunsch wurde ihm von Mrs. Fairbank bewilligt. Da ich gerade das Unglück gehabt hatte, mir die Unzufriedenheit meines Herrn zuzuziehen, meldete ich mich, um die Sache wieder gut zu machen, als freiwilliger Wächter an des Engländers Bett. Mein Anerbieten schien einen günstigen Eindruck auf die Herrschaft zu machen und mich wieder mit derselben ausgesöhnt zu haben. »Der englische Bär« verbrachte die Nacht im Delirium. Da ich seine barbarische Sprache nicht verstand, konnte ich nur aus seinen Bewegungen errathen, daß er sich in tödtlicher Furcht vor einer Erscheinung befand, die er in der Nähe seines Bettes zu erwarten schien. Von Zeit zu Zeit, wenn der verrückte Mensch meinen Schlummer störte, beruhigte ich ihn durch Flüche in meiner eigenen Sprache. Das ist der kürzeste und beste Weg, mit solchen Menschen fertig zu werden.

Am Morgen des neunundzwanzigsten verließ uns Mr. Fairbank, um einen Besuch in der Nachbarschaft zu machen.

Später am Tage sah ich zu meinem unausprechlichen Mißbehagen, daß ich mit dem Engländer noch lange nicht zu Ende war. In der Abwesenheit Mr. Fairbank's übernahm es nun dessen Frau, ein mir gänzlich unverständliches

Interesse an der Nachtruhe meines Schutzbefohlenen zu äußern. So wie irgend etwas von Wichtigkeit sich ereignete, sollte ich es ihr sofort mittheilen. Da ich meine schöne Freundin zum Abendbrot erwartete, mußte es natürlich meine Sorge sein, meine Kameraden zu Bett und im Schlaf zu wissen. Einige erboten sich, mich in der Wache abzulösen, aber ich lehnte es ab und übernahm dieselbe auch in dieser Nacht allein. Mrs. Fairbank lobte mich wegen meiner Menschlichkeit. Ich besitze eine große Herrschaft über meine Gefühle und nahm daher das Compliment an, ohne zu erröthen. Nachdem die Nacht angebrochen, machten meine Herrin und der Doktor zweimal Besuche im Stallgebäude. Das eine Mal v o r Ankunft meiner schönen Freundin, das andere Mal n a c h derselben. Bei der zweiten Gelegenheit war ich, da mein Zimmer an das des Engländers stieß, genöthigt, meinen schönen Gast in der Geschirrkammer zu verstecken. Sie willigte mit engelgleicher Resignation ein, sich in die demüthigenden Nothwendigkeiten meiner niederen Stellung zu fügen. Ich habe niemals in meinem Leben ein lebenswürdiges Weib gesehen. Als der zweite Besuch vorüber war, mochtet es nahe an Mitternacht sein; von dieser Zeit abwärts bemerkte ich nichts in dem Benehmen des verrückten Engländers was der Mittheilung an Mrs. Fairbank und den Doktor wert gewesen wäre. Er lag halb wachend, halb schlafend, mit einem seltsam staunenden Ausdruck in dem mageren Antlitz. Als Mrs. Fairbank mich verließ, band sie mir noch auf die Seele bis Morgens zwei Uhr ein wachsames Auge auf ihn zu haben. Der Doktor gab mir noch, im Fall sich etwas ereignen sollte, eine große Klingel, die leicht im Hause gehört werden konnte.

Da ich jetzt der Gesellschaft meiner schönen Freundin wiedergegeben war, setzte ich das Abendessen auf den Tisch eine Pastete, einige Würste und mehrere Flaschen trefflichen Moselweins. Das war unser bescheidenes Mahl. Wenn Menschen einander anbeten, verwandelt der berauschte Einfluß der Liebe das kärglichste Mahl in eine üppig besetzte Tafel. Lechzend nach Genuß setzten wir uns nieder. Aber in demselben Augenblick als wir uns bereit gemacht hatten, benutzte der elende Engländer, in dem Nebenstehenden Zimmer diese ungünstigste aller Gelegenheiten, um sehr unruhig zu werden. Er schlug mit seinem Stock gegen das Bettende und schrie in lauten schreckerfüllten Tönen; »Rigobert! Rigobert!«

Der Ton dieser klagenden, um Beistand flehenden Stimme erschreckte meine Freundin. In einem Augenblick verwandelte sich ihre liebliche Röthe in Todesblässe.

»Um Gottes Willen« rief sie aus, »wer ist dort in dem nächsten Zimmer?«

»Ein verrückter Engländer.«

»Ein Engländer?«

»Tröste Dich, mein Engel, ich werde ihn gleich beruhigen.«

Die klagende Stimme rief noch einmal: Rigobert! Rigobert!

»meine schöne Freundin faßte mich am Arm. »Wer ist er? Wie beißt er?«

Ein gewisser Ausdruck in ihrem Antlitz beunruhigte mich, als sie das sprach.

Ein Anfall von Eifersucht schüttelte meine Seele.

»Du kennst ihn?« fragte ich.

»Seinen Namen!« rief sie in heftigster Weise, »seinen Namen!«

»Francis«, antwortete ich.

»Francis? Und wie weiter?«

Ich zuckte die Achseln. Ich konnte mich weder des barbarischen englischen Namens entsinnen, noch hätte ich ihn aussprechen können, wenn ich ihn wirklich gewußt. Ich konnte ihr nur sagen, daß er mit einem »R« anfinge.

Sie sank in ihren Stuhl zurück. Sollte sie ohnmächtig werden? Nein! Sie kam wieder zu sich, und die bleichen Wangen glühten von Neuem auf. Ihre Augen blitzten wunderbar. Was sollte das bedeuten? Obgleich ich mich im Allgemeinen auf Frauenzimmer verstehe, konnte ich dennoch dieses Frauenzimmer nicht begreifen.

»Du kennst ihn?« wiederholte ich.

Sie lachte. »Unsinn! Woher sollte ich ihn wohl kennen? Geh' und beruhige den Kranken!«

Mein Spiegel hing ganz in der Nähe; ein Blick in denselben gab mir die Genugthuung, daß kein Frauenzimmer, die ihre gesunden Sinne hätte, den Engländer mir vorziehen könnte. Ich hatte meine Selbstachtung wieder gewonnen und eilte an das Bett des Engländers.

Als er mich kommen sah, zeigte er mit eifrigen Geberden nach meinem Zimmer und überschüttete mich mit einer Fluth von Worten, die ich nicht verstand. Ich entnahm aber aus seinen Bewegungen und Blicken, daß er auf mir unbegreifliche Weise die Anwesenheit meines Gastes entdeckt hatte und, noch seltsamer, daß er sie zu fürchten schien. Ich suchte ihn durch das Mittel zu beschwichtigen dessen ich schon einmal Erwähnung that, das heißt, ich fluchte fürchterlich in meiner eigenen Sprache.

Da der Erfolg diesmal kein günstiger war, so drohte ich ihm mit der Faust und verließ das Zimmer. Als ich zu meiner schönen Freundin zurückkehrte, fand ich sie in höchster Erregung auf- und niedergehen. Der Anblick war entzückend. Sie hatte mit dem Trinken nicht auf meine Rückkunft gewartet, sondern sich selber eingeschenkt und schon tapfer gezecht. Es gelang mir nur mit Mühe, sie wieder Platz nehmen zu lassen, aber sie rührte keinen Bissen an. »Mein Appetit ist mir vergangen«, sagte sie, »gib mir zu trinken.« Der edle Moselwein schien ihr zu schmecken, aber seine Stärke schien durchaus keinen betäubenden Einfluß auf sie auszuüben. Er stärkte und belebte sie nur, weiter nichts. Sie sprach fortwährend mit derselben leisen Stimme und kehrte nach jeder Abschweifung, die ich zu machen versuchte, immer wieder zu dem Engländer in dem anstoßenden Zimmer zurück. Bei jedem anderen Weibe würde mich diese Beharrlichkeit beleidigt haben, aber mein lieblicher Gast war unwiderstehlich. Ich beantwortete ihre Fragen mit dem Gehorsam eines Kindes. Sie besaß die ganze liebliche Sonderbarkeit ihrer Nation. Als ich ihr von dem Unfall erzählte, der den Engländer betroffen, sprang sie von ihrem Stuhl; ein seltsames Lächeln spielte um ihre Lippen. »Zeige mir das Pferd, das ihm das Bein zerschlagen«, sagte sie, »ich will und muß den Gaul sehen!« Ich führte sie in den Stall, sie küßte das Pferd! Auf mein Ehrenwort! Sie küßte das Pferd! Das setzte mich in Erstaunen. »Du kennst den Mann«, sagte ich, »und er hat Dich in irgend einer Weise beleidigt.« Sie stellte es in Abrede. »Ich küsse alle schönen Thiere«, sagte sie, »habe ich Dich nicht auch geküßt?« Nachdem sie diese schmeichelhafte Aeußerung gethan, rannte sie wieder in meine Stube. Ich lieb etwas zurück, um die Stallthür zu schließen. Als ich wieder zu ihr kam, machte ich eine seltsame Entdeckung: ich überraschte sie, als sie aus dem Zimmer des Engländers kam.

»ich wollte eben nach Dir rufen,« sagte sie, »der Mann begann wieder unruhig zu werden.«

In demselben Moment hörte ich wieder die Stimme des Kranken.

»Rigobert! Rigobert!«

Als ich wieder nach ihm sah, war er von lebhaftester Furcht ergriffen. Die Augen rollten ihm wild im Kopf, und kalter Schweiß perlte von seiner Stirn. In panischem Schrecken faltete er die Hände und blickte gen Himmel. Durch Worte und Gebärde bat er mich, ihn nicht wieder zu verlassen. Ich mußte unwillkürlich über ihn lachen. Was das für eine Idee war! Bei ihm bleiben und meinen schönen Gast vernachlässigen.

Ich wandte mich nach der Thür. Als das der Unglückliche sah, stieß er einen Schrei der Verzweiflung aus, so laut und gellend, daß ich befürchtete, die anderen Stallbedienten könnten es gehört haben.

Meine Geistesgegenwart in solchen Fällen ist sprichwörtlich unter meinen Bekannten geworden. Ich öffnete den Koffer, in welchem er seine Wäsche hatte, nahm einige Taschentücher heraus, verstopfte ihm mit denselben den Mund und band ihm mit den anderen die Hände. Nun war nicht mehr zu befürchten, daß er noch einmal schreien würde. Als ich den letzten Knoten gemacht hatte, blickte ich auf.

Die Thür zwischen seinem Zimmer und den meinen war offen. Meine schöne Freundin stand auf der Schwelle und beobachtete mich und ihn mit scharfen Blicken.

»Was machst Du da?« fragte ich, »weshalb hast Du die Thür geöffnet?«

Sie trat dicht an meine Seite und flüsterte mir die Antwort ins Ohr, die Augen immer starr auf den Mann im Bett gerichtet.

»Ich hörte ihn schreien.«

»Nun?«

»Ich dachte, Du hättest ihn getödtet!«

Ich schreckte entsetzt von ihr zurück. Der Verdacht, in dem sie mich haben konnte, empörte meine Seele; aber der Ausdruck, mit welchem sie die Worte sprach, übte einen noch entsetzlicheren Einfluß auf mich. Es war mir, als wenn eine naßkalte Schlange meine Haut berührt hätte.

Noch ehe ich mich einigermaßen wieder erholt, bekamen meine Nerven einen andern Stoß: Ich hörte auf dem Hof die Stimme meiner Herrin nach mir rufen.

Hier galt es, nicht zu überlegen, sondern zu handeln. Vor allen Dingen kam es darauf an, Mrs. Fairbank von den Ställen fern zu halten, denn sie hätte sonst nicht allein meinen schönen Gast, sondern auch den gebundenen Engländer gesehen. Ich eilte sofort nach dem Hof. In dem Augenblick, als ich die Thür öffnete, hörte ich die Stalluhr ein Viertel vor zwei schlagen.

Meine Herrin war sehr erregt. Der Doktor, welcher sie begleitete, lächelte vor sich hin, als wenn er sich im Stillen amüsierte.

»Wacht Francis, oder schläft er?« fragte Mrs. Fairbank.

»Er war etwas unruhig, Madame, aber jetzt geht es wieder. Wenn er nicht gestört wird,« fügte ich absichtlich hinzu, »wird er bald in tiefen Schlaf verfallen.«

»Und sonst hat sich nichts ereignet, seit ich hier war?«

»Nichts Madame!«

Der Doktor sah aus, als wenn er sich sehr befriedigt fühlte.

»Sehen Sie wohl, Mrs. Fairbank«, sagte er, »es ist Alles still geblieben! Die Tage der Romantik sind vorüber!«

»Es hat noch nicht zwei geschlagen«, sagte meine Herrin ein wenig irritiert.

Die Ställe hauchten einen starken Geruch aus. Mrs. Fairbank hielt sich das Taschentuch vor die Nase und verließ den Hof durch den nördlichen Eingang, welcher zu den Gärten und zum Hause führt. Sie befahl mir, zu folgen. Als sie aus dem Bereich der Ställe war, begann sie von Neuem zu fragen. Sie wollte durchaus nicht glauben, daß während ihrer Abwesenheit Alles still geblieben sei. Ich that, was in meinen Kräften stand, um sie zu beruhigen, und der Doktor ging lächelnd neben uns her. So verflossen die Minuten, bis es zwei Uhr schlug. Als, Mrs. Fairbanks das hörte, kündigte sie mir ihren Entschluß an, den Engländer in seinem Zimmer besuchen zu wollen. Zu meiner großen Erleichterung hielt sie der Doktor von diesem Schritte zurück.

Sie haben gehört, daß Francis gerade im Begriff war, einzuschlafen«, sagte er, »wenn Sie zu ihm hineingehen, werden Sie ihn stören. Es ist von der größten Wichtigkeit für das Gelingen meines Experimentes, daß er eine ruhige Nacht hat und daß er es selber einsieht, ehe ich ihm die Wahrheit entdecke. Ich muß allen Ernstes darauf bestehen, Madame, daß sie den Mann in Ruhe lassen.«

Meine Herrin zeigte das größte Widerstreben, ihm zu gehorchen. Sie disputierten wohl fünf Minuten über den Gegenstand hin und her. »in einer halben Stunde«, sagte sie, »wird Francis entweder fest schlafen, oder wieder aufgewacht sein; in einer halben Stunde werde ich wieder kommen.« Sie nahm des Doktors Arm und ging mit ihm nach dem Hause zurück.

Wieder mit mir allein und eine halbe Stunde frei zum Handeln, beschloß ich, die Engländerin nach dem Dorf zu bringen und nach meiner Rückkehr den Kranken loszubinden und ihm das Taschentuch aus dem Munde zu nehmen. Dann konnte er schreien, so viel er wollte. Was konnte es mir schaden, wenn ich die compromittierende Anwesenheit meines Gastes nicht mehr zu fürchten hatte!

Als ich wieder auf den Hof kam, hörte ich ein Geräusch, als wenn eine offene Thür in ihren Angeln kreischt. Es war das Gatter am nördlichen Eingang, welches ich soeben mit eigener Hand geschlossen hatte. Ich zu dem westliche Eingang, der hinter den Ställen liegt; er geht auf ein Feld, über welches zwei Fußsteige durch Wiesen führen. Der nächste dieser beiden dieser beiden Fußsteige ist auch der kürzeste Weg nach dem Dorf; der andere führt nach der Landstraße und zum Fluß.

Am westlichen Eingang angekommen, fand ich die Thür ebenfalls offen und vom frischen Morgenwinde schrillend hin und her bewegt. Auch diese Thür war von meiner eigenen Hand verschlossen und verriegelt worden, als ich um elf Uhr meine schöne Freundin eingelassen. Eine bleiche unbestimmte Furcht zog durch meine Seele; ich eilte sofort nach den Ställen.

Mein erster Blick war in mein eigenes Zimmer; Niemand darin! Ich ging zur Geschirrkammer — auch dort kein Mensch! Ich kehrte in meine Stube zurück und näherte mich der Thür zu des Engländers Schlafzimmer. Sollte es möglich sein, daß sie während meiner ganzen Abwesenheit in demselben geblieben sei? Eine unbeschreibliche Furcht hielt mich zurück, die Thür zu öffnen. Meine Hand zögerte auf dem Drücker. Ich horchte — kein Laut ließ sich hören. Ich rief mit leiser Stimme — Niemand antwortete. Ich zog die Thür ein wenig auf, da bemerkte ich etwas Dunkles, das sich über die Schwelle in mein eigenes Zimmer ergoß. Mit schnellem Griff nahm ich das Licht vom Tisch und leuchtete nach Dielen. Der schwarze, sich langsam bewegende Gegenstand war — ein Strom von Blut!

Bei dem entsetzlichen Anblick riß ich vollends die Thür auf.

Der Engländer lag auf dem Bett, er war ganz allein. An zwei Stellen seines Körpers bemerkte ich zwei klaffende Wunden: die eine in der Kehle, die andere in der Herzgegend. Die Waffe war in der letztern Wunde zurückgelassen. Es war ein Messer mit einer Hornschale und blanker Klinge.

Ich schlug sofort Lärm. Nun mögen die Zeugen weiter sprechen. Ich schwöre Ihnen mein Herr, daß ich in Betreff der Ereignisse des Morgens vom ersten März die volle Wahrheit gesagt habe.

Letzte Zeilen,

hinzugefügt von Percy Fairbank.

In der Untersuchungssache wegen des ermordeten Francis Raven wurde Josef Rigobert für nichtschuldig erklärt. Aus den Papieren des Ermordeten ging klar und deutlich hervor, daß er von seinem Weibe mit tödlichem Hasse verfolgt worden war. Die sofort nach der blutigen Tat angestellten Nachforschungen führten zur Ueberzeugung, daß die Mörderin, nachdem sie den Stall verlassen, jenen der beiden Fußsteige gewählt hatte, welcher nach dem Fluß führt. Der Fluß wurde auf das Genaueste untersucht, doch ohne Resultat. Es ist bis auf den heutigen Tag zweifelhaft geblieben, ob sich die Mörderin ertränkt habe, oder nicht; das einzig Gewisse ist, daß Alicia Warlock nie wieder gesehen wurde. So, — geheimnisvoll beginnend, geheimnisvoll verschwindend — verschwindet das Traumweib vor unseren Blicken. Ob Geist, ob Dämon, ob lebendes Wesen? Mag Jeder darin seiner eigenen Ansicht folgen. Welche unbegriffenen Wunder uns umgeben, oder welche unbegriffenen Wunder in unserem Innern sind. das mögen die weisen Worte des größten aller Dichter annähernd erklären:

*Wir sind von solchem Stoff,
Aus dem der Traum gemacht,
und unser kleines Leben
Umhüllet rings ein Schlaf."*

—Ende—